

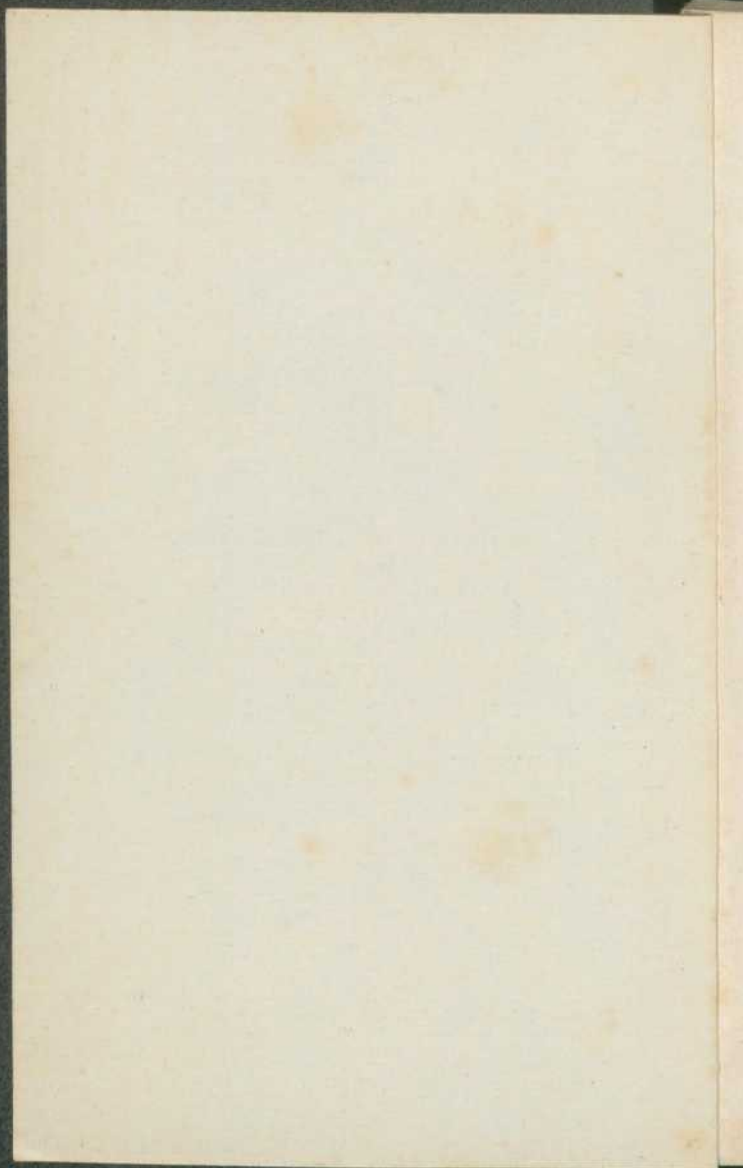
Erzählungen
für Christenkinder
von
Dr. C. C. Barth.

Der arme Heinrich.

Neunte Auflage.

Stuttgart.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.



Der arme Heinrich

oder

die Pilgerhütte am Weissenstein.

Eine Erzählung für Christenfinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

Neunte Auflage.

Stuttgart, 1899.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Der arme Heinrich

die Hülfskräfte am Menschen

Die Hülfskräfte am Menschen

von

Dr. med. H. H. H.

Leipzig

Verlag

Druck und Verlag von J. G. Neumann

Erstes Kapitel.

Der arme Heinrich hat seine Geschichte selbst also erzählt:

Wo man von der Sennhütte auf dem Weissenstein im Kanton Solothurn nach der Hasenmatte geht, zieht sich rechts ein walddiger Bergabhang jäh und schroff in ein tiefes Thal hinunter, aus dem einige freundliche Dörfer herausblicken. Dort zwischen zwei großen Felsen stand eine kleine armselige Hütte, von Baumzweigen gebaut, mit Moos verstopft, und mit ein paar Steinen gedeckt. Inwendig war nichts als ein Lager von Waldgras. Dort habe ich meine Kinderjahre zugebracht. Es ist mein längstes Denken. Ich wußte gar nicht wie ich dorthin gekommen bin, wenn mir's meine selige Mutter nicht gesagt hätte. Sie ist durch einen blutigen Krieg aus der Heimat vertrieben worden. Mein Vater, der ein wohlhabender Kaufmann gewesen, wurde von den Feinden durch's Herz geschossen; unser Haus wurde

geplündert und angezündet. Da hat sich meine Mutter geflüchtet, und mich, ihr einziges Kind, mit sich genommen. Wie alt ich damals gewesen, weiß ich nicht. Endlich hat sie an diesem stillen Ort auf dem Weißenstein sich eine Hütte gebaut, und dort haben wir lange gewohnt. Sie weinte oft, wenn sie von der Höhe in die Burgundischen Gebirge hinein sah; ich glaube, daß wir dort unsere Heimat gehabt haben. Von Zeit zu Zeit ging meine Mutter hinunter nach Solothurn; dann brachte sie Brot mit, und Milch bekam sie von der Sennerin. Dies war unsere einzige Nahrung. Im Winter wohnten wir bei einem Bauern im Thal, der uns in seine warme Stube aufnahm. Da lernte ich auch lesen, aber im ganzen Ort war keine Bibel und kein Testament anzutreffen. Man nannte mich nur den armen Heinrich, und die Leute wunderten sich sehr, daß ich so bald lesen gelernt hatte. Meine Mutter war gottesfürchtig; sie betete alle Tage auf den Knien, und erzählte mir viel von frommen Kindern, von Isaak, Joseph, Samuel, David, und besonders von Jesus, wie er so gehorsam gewesen seinen Eltern und seinem himmlischen Vater. Ich bekam Lust, auch so zu werden; meine Mutter sagte mir, ich solle nur fleißig und ernstlich

beten, dann werde ich schon Kraft dazu bekommen. Sie sagte: der himmlische Vater sei mein rechter Vater, an den müsse ich mich wenden, wenn ich etwas nötig habe. In der Bibel stehe es, daß er der Vater der Waisen sein wolle. Von der Bibel erzählte mir meine Mutter viel, ob wir gleich keine hatten. Sie hatte ein französisches Gebetbuch mitgebracht, aus dem lernte ich französisch lesen. Deutsch lesen lernte ich im Dorfe aus einem deutschen Gesangbuch. Ich wußte nicht, daß es in der Welt noch mehr Bücher giebt als die Bibel, das Gesangbuch und das Gebetbuch. Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, wurde meine Mutter krank. Es war ein heißer Sommer. Wir wohnten in unserer Hütte auf dem Berge. Ich weinte sehr, weil meine Mutter sagte, sie werde bald sterben. „Was soll ich denn machen, wenn du stirbst?“ fragte ich sie. — Sie sagte zu mir: „Liebes Kind! ich bin nicht mehr lange da; ich fühle, daß mein Leben zu Ende ist. Ich gehe jetzt heim in den Himmel zu deinem Vater und zu meinem Heilande. Ich weiß, daß er mich selig machen wird. Ich werde Ihn sehen, den meine Seele liebet, der mir durchgeholfen hat durch dieses Jammerthal. Ich weiß auch, daß der Vater im Himmel für dich sorgen wird. Ich habe oft darum

zu ihm gebetet. Halte dich nur immer an ihn; du wirst es sehen, daß er's wohlmacht. Vergiß das Gebet nicht. Suche christliche Menschen auf, und lerne arbeiten, damit du dein eigenes Brot essen kannst. Das Einzige, was ich dir hinterlasse, ist hier in diesem Papier eingewickelt. Spare es auf die Zeit der Not. Lebe wohl, liebes Kind! Betrübe dich nicht über meinen Tod. Ich gehe zum Heiland und bekomme es gut."

Sie reichte mir die kalte Hand. Ich weinte laut. Sie wurde immer schwächer. Nach zwei Stunden war sie gestorben.

Zweites Kapitel.

Ich war hinuntergelaufen ins Dorf, und hatte den Leuten gesagt, meine Mutter sei tot. Ich hatte auf dem ganzen Wege laut geweint und gejammert. Ein paar Männer kamen herauf, und holten meine Mutter und begruben sie auf dem Kirchhof, und setzten ein Kreuz auf ihr Grab. Ich habe keinen Blumenkranz darauf gelegt; meine Betrübniß war zu groß, ich konnte

nur weinen. Gleich nach dem Begräbnis nahm ich mit Dank und Thränen Abschied von dem guten Mann, der uns im Winter beherbergt hatte, und zog traurig meine Straße. Aber wohin nun? Wo ist für den armen Knaben aus der Fremde eine Heimat? Wer wird ihn mit seinen zerrissenen Kleidern aufnehmen, oder ihm etwas darreichen wollen, da jetzt so viele Bettler über die Straße ziehen? Wo wird ein Vaterherz oder ein Mutterherz für den verlassenen Waisen schlagen? — Indem ich so fragte, fiel mir ein: dort oben ist ja ein Vaterherz. Was hat die selige Mutter zu dir gesagt? So fiel ich am Wege auf die Kniee, und fing an, zu dem Vater droben zu beten: „Sieh', lieber Vater im Himmel, da ist ein armer Waise, dem du Vater und Mutter genommen hast, der weiß jetzt nicht mehr wo aus noch ein. Willst du mir nicht zeigen, wo ich hin soll, daß ich ein Haus finde, wo gute Leute wohnen? O sei so gut, lieber Vater! zeige mir einen Weg!“ — Wie ich so eine Zeit lang gebetet hatte, und wieder aufstand, fällt mir auf einmal ein, daß mir meine liebe Mutter ein Papier gegeben und gesagt, ich solle es wohl aufheben. Jetzt wollte ich doch auch sehen, was in dem Papier sei. Ich ging auf die Seite

hinter einen wilden Rosenbusch, und setzte mich aufs Gras. Als ich das Papier aufmachte, fand ich ein Goldstück darin. Das Papier, in dem es eingewickelt war, war ein Stückchen von einem alten gedruckten französischen Buch. Auf der einen Seite stand:

13. Herr! höre mein Gebet, und neige dein Ohr zu meinem Geschrei, und verbirg dich nicht vor meinen Thränen; denn ich bin ein Pilger bei dir, und ein Fremdling wie alle meine Väter.
14. Laß ab von mir, daß ich wieder Kraft gewinne, ehe ich dahin fahre und nicht mehr sei.

Psalm 40.

David lobt Gott für die Hilfe, die er ihm geschickt hat und schließt daraus — — —

(hier war es abgerissen)

Auf der andern Seite stand:

3. Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten und führen auf deinen heiligen Berg und in deine Wohnungen.
4. Alsdann werde ich kommen zu dem Altar Gottes, zu dem Gott meiner Freude und Wonne, und werde dich loben auf der Harfe, o Gott, der du mein Gott bist.

5. Meine Seele! warum bist du so mutlos, und warum betrübst du dich in mir? Hoffe auf Gott, denn ich werde ihn noch loben, als der die Hilfe meines Angesichts und mein Gott ist.

Weil ich nicht gewußt habe, daß es auch noch andere Bücher gebe als Bibel, Gesangbuch und Gebetbuch, so dachte ich gleich, das müsse ein Stück von einer Bibel sein, und hatte deswegen große Freude daran, so daß ich das Goldstück ganz darüber vergaß. Und wie tröstlich war mir erst der Inhalt dieser Verse! Ich merkte gleich, daß David diese Worte gebetet habe, und dachte, damals müsse es ihm gerade so gegangen und zu Mute gewesen sein wie mir jetzt. Weil nun dabei stand: „David lobt Gott für die Hilfe, die er ihm geschickt hat“ — so meinte ich, das gehöre alles zusammen, und dachte: nun, wenn Gott dem David sein Gebet erhört hat, so wird er ja das deine auch erhören, du hast ja gerade so gebetet wie der David. Ich wurde also ganz froh an dem Blättchen, und hob es recht sorgfältig auf. „Ich bin ein Pilger bei dir und ein Fremdling.“ — So hatte David gesagt. Und was bin denn ich? Nicht auch ein Fremdling? So will ich denn gern auch ein Pilger sein, bis es

dem Vater im Himmel gefällt, mir eine Heimat und Ruhestätte anzuweisen. — Das waren meine Gedanken. Ich ging auf der Straße fort, ohne zu wissen, wohin sie mich bringen werde. Die Nacht durch blieb ich in einer Bauernhütte. Am andern Tag kam ich an ein großes Wasser. Es war der Bieler-See. Abends erreichte ich die Stadt Neuchâtel, die an einem noch größeren See liegt. Ich glaubte, das sei schon das Meer, und war ganz erstaunt, als man mir sagte, das Meer sei noch viel größer. Auch in Neuchâtel fand ich freundliche Leute, die mich über Nacht behielten. Der folgende Tag war ein Sonntag. Weil ich mich aber schämte, in meinen zerrissenen Kleidern in die Kirche zu gehen, so ging ich morgens früh wieder aus der Stadt, und stieg einen großen Berg hinauf. Die Sonne war prächtig aufgegangen, und in der Ferne sah ich eine große Reihe von Schneebergen. Ei wie vieles und schönes konnte ich da auf einmal übersehen! Ich warf mich auf die Kniee und betete zu meinem lieben Gott im Himmel: „O du lieber, reicher Vater im Himmel, wie hast du so eine große schöne Welt! Ist nicht auch ein Plätzchen für mich darin? Muß ich immer noch ein Fremdling und ein Pilger sein?“ Ich ging weiter, immer der Straße nach, und kam

auf den Abend in ein schönes Dorf, sie nannten es St. Jmer. Ich lief gerade in das Haus hinein, das vor mir stand. Es war ein Wirtshaus. Viele Gäste von benachbarten Orten waren da, und machten sich lustig. Sie fragten mich, als ich in die Stube hineintrat: „wer bist du?“ Ich sagte: „der arme Heinrich.“ Denn von meinem Familiennamen wußte ich nichts. Sie lachten, und fragten weiter: „woher kommst du?“ Ich antwortete: „von meiner Mutter Grab.“ Nun lachten sie nicht mehr, und fragten weiter: „wer ist denn dein Vater?“ Ich erwiderte: „Gott im Himmel ist mein Vater.“ Jetzt wurden die Gäste aufmerksam! ich mußte ihnen alles erzählen; sie gaben mir zu essen und zu trinken, und schenkten mir auch einiges Silbergeld. Nach einer sanften Nachtruhe ging ich den andern Morgen von St. Jmer weg. Der Wirt fragte mich beim Abschied noch: „Wo willst du denn jetzt hin?“ „In meine Heimat,“ gab ich zur Antwort. „Wo ist denn deine Heimat?“ — „Im Himmel!“ sagte ich. „Du wunderlicher Knabe!“ rief er mir noch nach. Ich aber dachte: was ist denn da wunderliches daran, daß ich in meine Heimat will, oder daß meine Heimat im Himmel ist? Bin ich denn nicht ein Pilger und ein Fremdling auf Erden? Ja

wohl ein Pilger; dies mußte ich jetzt recht erfahren. Wie ich vor St. Jmer die hohe Steige hinaufging, wurde ich bald an den scharfen Steinen gewahr, daß meine Schuhe zerrissen waren. Nun wurde mir das Gehen recht beschwerlich. Doch kam ich diesen Tag noch in das Städtchen Montier, wo meine Schuhe ausgebeffert wurden. Zum Glück hatte ich nun so viel Geld, daß ich sie bezahlen konnte. Aber wie freute mich der schöne Weg, der zwischen zwei himmelhohen Felsenwänden stundenlang, von Court bis Corrandelin, hindurchlief: und diese Felsenwände, die fast so gerade hinaufgingen wie ein Kirchturm, waren doch an manchen Stellen so nahe bei einander, daß nur die Straße und ein kleines Bächlein daneben zwischen ihnen Platz hatte. Ganz fröhlich wanderte ich zwischen diesen Felsen durch, vergaß meine wunden Füße, und sah immer nach den Bergen hinauf, zwischen welchen man nur einen schmalen Streif vom Himmel sieht. Auf einmal erblickte ich auf den Bergen oben zwischen grünem Gras ein ganz rotes Stück. Ei! dachte ich, wenn du jetzt nur da droben wärest, da müßten viele schöne rote Blumen auf einem Fleck stehen! Das enge Thal war jetzt ein wenig weiter geworden. Neben mir linker Hand erblickte ich schnell einen ähnlichen roten

Fleck zwischen dem Gebüsch, und ging neugierig darauf zu. Aber was fand ich? Keine Blumen, sondern rote schwere Kieselsteine, wie Bohnen, auch kleinere oder größere. Ich glaubte wunder was gefunden zu haben, und steckte mir alle Taschen voll, so daß ich nur langsam gehen konnte. Unterwegs machte ich mir dann allerlei Gedanken, wie viel Geld ich in der Stadt für diese schönen roten Steine bekommen könne, und alles was ich mir dafür kaufen wolle; zuerst eine Bibel, und dann bessere Kleider, und dann ein Haus u. s. w. In der Gegend von Alsch begegneten mir zwei Herren, die sahen aus wie Geistliche. Ich grüßte sie, ging zu ihnen hin, und zeigte ihnen von meinen schönen Steinen, fragte auch, wie viel sie wert seien. Diese Herren aber sagten ganz freundlich zu mir: „Du guter armer Junge! du hast dich umsonst gefreut; für diese Steine wird dir niemand etwas geben, die sind alle zusammen keinen Bagen wert, es ist nur Bohnerz, und dessen giebt es in der hiesigen Gegend genug.“ (Aus dem Bohnerz wird Eisen geschmolzt). Nun war meine Freude wieder aus. Ich leerte meine Säcke, warf die Steine auf den Boden, und ging traurig auf der Straße fort. Jetzt kannst du keine Bibel kaufen, und keine Kleider und

kein Haus, du armer Heinrich! Wie ich so dachte, fiel mir ein: so? so bald hast du vergessen, was auf dem kleinen Blättchen steht: „Ich bin ein Fremdling und ein Pilger!“ Braucht denn ein Fremdling oder ein Pilger ein Haus und schöne Kleider? Nein, ich will zufrieden sein! Freilich eine Bibel, die möcht' ich gar zu gern haben. Denn wenn alles, was darin steht, so schön und tröstlich ist wie das kleine Stückchen, das ich habe, so wollt' ich gern hundert Goldstücke darum geben, wenn ich so viele hätte. — Nun, ich gab die Hoffnung nicht auf! Wenn ich unterwegs nach einer Bibel fragte, so wies man mich immer nach Basel, dort würde ich gewiß eine bekommen. Nun ging ich aber auf der geraden Straße nach dieser Stadt und war ganz erstaunt, wie ich auf diesen Weg gekommen sei, da er mir doch unbekannt gewesen, und da ich immer nur ohne Wahl der nächsten besten Straße als Fremdling und Pilger gefolgt war. Aber ich war ein Fremdling bei dir, o Gott! dein Pilger! deswegen hast du mich auch so gnädig geführt. Am zweiten Tage, nachdem ich von Montier ausgegangen war, kam ich noch bei guter Zeit in die Stadt Basel. Aber wie wunderte ich mich! so groß hatte ich noch keine Stadt gesehen. Wäre ich

nur schon d'rin! Aber da stehen Wachen vor dem Thor, die lassen niemand hinein, der keinen Paß hat. Und ich bin ein Pilger und ein Fremdling! Doch kam ich glücklich hinein, weil man mich vielleicht für ein Baseler Kind ansah. So ging ich durch die Stadt, sah mir die großen schönen Häuser an mit den schönen großen Kaufläden, und dachte: da wohnen keine Pilger und Fremdlinge d'rin! Ich kam auf den Markt, und fragte nach einer Bibel. Ein Mann wies mich an das Rheinthor, dort könne ich eine wohlfeile bekommen. Ich, immer froher, endlich einmal dieses liebe Buch zu sehen, gehe mit schnellen Schritten immer gerade fort durch ein paar enge Straßen, bis ich ans Rheinthor komme, und nun nicht mehr weiß, soll ich mich mehr über das große fließende Wasser verwundern, wie ich noch keines gesehen, oder über die große Brücke, die mir vollends etwas ganz Neues war. Doch blieb ich nicht lange auf der Brücke stehen; meine Bibel war mir wichtiger: ich fragte nach dem Mann, der mit alten Büchern handle, und man zeigte mir sein Haus. Wie ich in die Stube hinein trete, und da die Menge von Büchern sehe, ach wie erstaunte ich! „Ei wie viel Bibeln!“ rief ich aus, weil ich nicht wußte, daß es auch noch andere Bücher gebe.

Der Mann belehrte mich aber gleich, daß das nicht lauter Bibeln seien, sondern tausenderlei andere Bücher. Nun wunderte ich mich noch mehr. „Ich wollte gern eine Bibel haben.“ — „Eine französische oder eine deutsche?“ fragte er, denn er mochte an meiner Sprache wohl erraten, daß ich französischer Abkunft sei. Die Wahl that mir weh. Ich mußte mich eine Zeit lang besinnen. Das hatte ich nicht gewußt, daß es auch deutsche Bibeln gibt, jetzt hätte ich gern beide gehabt. Ich legte meine Gedanken dem glücklichen Manne vor, der so viele Bücher hatte. Er sagte: „nun da kann ich helfen. Ich habe eine Bibel, da ist auf einer Seite das Französische, auf der andern das Deutsche.“ Ei wie froh war ich, als ich diese Bibel in die Hände bekam! Sie war schön gebunden, hatte eine Überdecke und Goldschnitt. „Aber wie ist's nun mit dem Bezahlen, Kleiner?“ fragte der Mann. „Du siehst mir nicht darnach aus, als wenn du eine solche Bibel bezahlen könntest.“ Ich langte mein Goldstück hervor, legte es hin und sagte: „ist das nicht genug?“ Der Mann besah es ganz erstaunt, sah mich mißtrauisch an, und sagte: „das ist freilich genug; aber wie —“ „Nun wenn's nur genug ist,“ rief ich — „tausend Dank für die Bibel!“ Und schneller

als ein Dieb eilte ich zur Stube hinaus, die Treppe hinunter und über die Rheinbrücke, wo ich mich bald unter der Menge verlor. Der Mann rief mir zwar nach, aber ich fürchtete immer, er werde mir meine Bibel wieder nehmen, und war daher froh wie ein König, als ich mich in Sicherheit befand und das Buch in meiner Hand sah, nach dem ich so lange schon vergeblich gesucht hatte. In Klein-Basel fand ich gute Leute, die mich aufnahmen und mir Nachtherberge versprachen. Da sie mich aber bald lieb gewannen und keine Kinder hatten, so machten sie mir den Vorschlag: ich solle bei ihnen bleiben. Ich sagte: „Nein! ich bin ein Pilger und ein Fremdling wie alle meine Väter.“ Endlich ließ ich mich doch überreden, und so hatte mein Pilgerleben für diesmal ein Ende.

Drittes Kapitel.

Meine erste Beschäftigung war, in meiner Bibel zu lesen. O wie viel Freude hatte ich da, wenn ich die Geschichten, die mir meine selige Mutter erzählte, hier wieder fand! Ich wußte vor Freuden gar nicht, wo ich zuerst an-

fangen sollte, beim Joseph oder Abraham, oder Salomo, oder bei Jesus. Bald las ich im Alten, bald im Neuen Testament. Ihr werdet sagen: hat denn Heinrich nichts arbeiten müssen? hat er den ganzen Tag so über seine Bibel hinsetzen dürfen? Ja, ihr Lieben! so hatt' ich's auch nicht gemeint, aber Gott hat es so haben wollen, daß ich den ganzen Tag nichts solle thun können, als in meiner Bibel lesen. Er hat mich nämlich krank werden lassen, und zwar so, daß ich den ganzen Tag im Bett liegen mußte. In meinem linken Fuß hatte sich ein Geschwür zusammengezogen, das wurde nach und nach so groß wie eine Faust. Da hab' ich viele Schmerzen ausgestanden. In den ersten Wochen konnte ich über dem Bibellefen die Schmerzen vergessen; aber dann wurden sie so groß, daß ich Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte, und nichts mehr thun konnte als seufzen und ächzen. Die guten Leute, bei denen ich war, erleichterten mir durch sorgfältige Pflege so viel sie konnten: aber der brennende Schmerz nahm von Tag zu Tage zu, und ich starb beinahe vor Ungeduld, bis ich nur ein wenig Geduld gelernt hatte. In dieser Not fiel mir ein, wie mich mein lieber Vater im Himmel schon einmal aus einer großen Angst befreit habe, da ich nach dem Tode meiner lieben

Mutter nicht wußte wohin, und dann so getröstet wurde durch das Sprüchlein: „ich bin ein Pilger bei dir und ein Fremdling wie alle meine Väter.“ Schnell griff ich nach meinem kleinen Blättchen und dachte: vielleicht steht noch ein Trost für mich darauf. Jetzt bin ich ja kein Pilger mehr, zwar noch ein Fremdling; aber für diese Zeit hab' ich doch auch eine Heimat gefunden. Gott sei Lob und Dank dafür!

„Laß ab von mir, daß ich wieder Kraft gewinne, ehe ich dahin fahre und nicht mehr sei.“

So stand weiter auf meinem Blättchen. Nun, sagte ich zu mir selber, was willst du denn mehr? Das paßt ja ganz auf deinen jetzigen Zustand. Also beten sollst du, nicht klagen und murren. Mein Blättchen wurde mir jetzt noch um vieles lieber. Ich fing an zu beten; ich wiederholte oft die Worte: „Laß ab von mir!“ und glaubte gewiß, Gott werde mich erhören. Und siehe da, was geschah? Den andern Tag brach das Geschwür auf, und die Schmerzen waren fast ganz vorbei. O wie wurde ich da so dankbar gegen Gott; wie froh war ich, daß ich jetzt wieder in meiner Bibel lesen und mich an den schönen Geschichten erquicken konnte, die ich darin fand! Am liebsten waren mir die Evangelien und die Apostelgeschichte. Als ich an die Stelle

Johannis 14, 14. kam, so war es mir etwas ganz Neues, daß man auch zum Heiland beten dürfe: denn das hatte ich vorher nicht gewußt. Ich dachte: Ei! das ist mir lieb, daß man den Heiland auch anrufen darf, denn der wird's doch am besten wissen, wie es einem Fremdling und Pilger zu Mute ist, wie ich einer bin. Er ist ja auch einer gewesen auf der Erde. Er sagt ja selbst: „des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.“ Er hat auch kein eigenes Haus und kein eigenes Bett gehabt, und hat drei Jahre lang zur Miete wohnen müssen. Die Vögel und die Fische sind reicher gewesen als er. Und so geht mir's gerade auch. — Wie mich das freute! Meine Bibel wurde mir von Tag zu Tag lieber. Eines Tages blättere ich darin, und denke: das Buch ist doch nicht neu, es muß vorher einem andern gehört haben. Ich sehe nach, und finde auf dem weißen Blatt vor dem Titelblatt einen Namen: M. H Pf. in M Hierauf nehme ich auch die Überdecke von dem Buche weg, und siehe! da fällt ein schweres Papierchen heraus. Wie ich es aufmache, sind zwei Goldstücke darin. Das Papierchen war weiß und stand nichts darauf geschrieben. Man denke sich meine Verwunderung! Ich rief meinen

Pflegeelstern, zeigte ihnen die Goldstücke, und erzählte ihnen, wie ich dazu gekommen sei. „Nun,“ — sagte mein Pflegevater — „jetzt bist du ja auf einmal reich geworden.“ — „Nein,“ — antwortete ich — „dieses Geld gehört dem Manne, von dem ich die Bibel gekauft habe; sobald ich wieder gesund bin, muß ich es ihm bringen.“ — „Das ist recht,“ — sagte mein Pflegevater — „thue das!“ — Es stand nicht lange mehr an, so konnte ich wieder ausgehen. Nun ging ich gleich über die Rheinbrücke zu dem Buchhändler, gab ihm die Goldstücke und erzählte ihm die ganze Sache. Der Mann war ganz erstaunt. So was sei ihm noch nicht vorgekommen. Er wisse gar nicht, wie das Geld in das Buch hineingekommen sei. Doch nahm er es an und sagte, er wolle sich Mühe geben, den Eigentümer aufzusuchen, um ihm die Goldstücke wieder zuzustellen. Mir aber gab er meine Goldmünze wieder zurück, die ich von meiner seligen Mutter erhalten und um die Bibel hingegeben hatte. Es war mir doch lieb, daß ich sie wieder hatte, weil mir meine liebe Mutter befohlen hatte, sie auf die Zeit der Not aufzuheben. Jetzt erst betrachtete ich sie genauer. Auf der einen Seite kniete ein alter Mann und betete. Oben darüber stand: Nicolaus von

Flue. Auf der andern Seite stand: Ducatus Reipubl. Subsylvaniae 1743. Was das heißen sollte, verstand ich nicht. Aber das verstand ich wohl, was ich von diesem Manne lernen sollte, nämlich ich sollte auch beten in allem Anliegen. Mein Pflegevater erzählte mir dann, daß dieser Nikolaus von der Flüe ein sehr frommer Mann im Kanton Unterwalden in der Schweiz gewesen sei, der vor mehr als 400 Jahren gelebt, und sich viele Jahre in der Einsamkeit aufgehalten, und seine meiste Zeit im Gebet zugebracht habe. Nun hob ich meine Goldmünze sorgfältig auf, und nahm mir vor, sie nur im größten Nothfall wieder herzugeben.

Viertes Kapitel.

Ich hätte es jetzt gut haben können. Man schickte mich in die Schule. Das Schreiben begriff ich bald, und lesen konnt' ich so gut als einer. Am Essen und an Kleidern fehlte es mir nicht; nur das drückte mich, daß mein Pflegevater mich sehr streng behandelte. Er hatte eine gute Absicht; aber ich war eben an die sanfte Behandlung meiner gütigen Mutter und

an das freie, ungebundene Umherlaufen gewöhnt, und es wollte mir gar nicht gefallen, daß ich außer der Schulzeit beständig zu Hause sitzen und Garn spulen sollte; denn mein Pflegevater war ein Zeugweber. Wenn ich mir's aber einmal einfallen ließ, ohne Erlaubnis wegzulaufen und mich mit den Gassenjungen lustig zu machen, so trug mir das immer eine Strafe ein. So entleidete mir denn nach und nach der Aufenthalt in Basel, und ich dachte schon daran, einen andern Ort aufzusuchen, wo ich's besser haben könnte. In dieser Zeit meiner Unzufriedenheit und meines Ungehorsams war ich übrigens vom Beten ganz abgekommen, und auch meine Bibel war mir nicht mehr so lieb wie vorher. Manchmal erschrak ich, wenn ich daran dachte, wie gern ich vormals gebetet hatte, und wie wenig Lust und Mut ich jetzt zum Gebet hatte, weil mir mein Gewissen sagte, ich habe meinen Vater im Himmel beleidigt. Aber solche Gedanken waren bald wieder aus dem Sinn geschlagen. So wurde ich denn immer leichtsinniger und meinen Pflegeeltern immer mehr zur Last. Was geschah? — An einem Sonntag Nachmittag ging ich mit meinen Pflegeeltern spazieren. Ich vergesse den Gang in meinem Leben nicht; es war mein letzter Gang mit ihnen. Sie redeten ernsthaft

mit mir wegen meiner Ausgelassenheit, und ließen auch einige Drohungen fallen, die mich in eine sehr unzufriedene Stimmung versetzten. Unser Weg ging über die Rheinbrücke nach Basel, und durch die Stadt hindurch, an St. Margarethen vorbei, nach Benningen, welches ein kleines Dörflein ist in der Nähe von Basel. Dort ging's rechts über einen Steg auf einen schönen, mit Bäumen besetzten Platz, der zu einem Wirtshause gehörte, das im Hintergrund stand. Es waren viele Gäste da, und saßen um die Tische, die im Freien standen, und tranken Wein oder Bier. Meine Pflegeeltern setzten sich auch an einen Tisch, der noch halb leer war, und ich setzte mich neben sie. Wir waren etwa eine halbe Stunde da gewesen, da trat ein Mann aus dem Hause, der hatte ein wunderliches Instrument mit Saiten unter dem Arm, desgleichen ich noch nie gesehen hatte. Er sah aus wie ein Sechzigjähriger, hatte ein langes weißes Haar, feurige, tiefliegende Augen und ein sehr ernsthaftes, trauriges Gesicht. Sein Rock war abgetragen, doch nicht zerrissen; man wußte nicht recht, hatte er einmal blau oder grün gesehen; seine Weste war einmal mit Gold gestickt gewesen, wovon da und dort noch einzelne zerrissene Franzen herabhingen; seine Hosen waren schwarz und weit und gingen bis

auf die Schuhe herab. Auf dem Kopf trug er einen rundum abgeschlagenen Hut, ungefähr wie einen Tyrolerhut, und eine rote Kornblume steckte darauf, die aber schon sehr welk war. Ohne sich umzusehen, setzte er sich auf eine Bank vor dem Hause, und fing an, auf seinem Instrument einige Töne anzugeben. Auf meine Frage sagte man mir: es sei eine Harfe. Aber wie ward mir, als ich die ersten Töne der Harfe hörte! Es kam mir vor, wie wenn ich selbst eine Harfe voller Saiten wäre, die alle nach und nach angeschlagen und in Bewegung gesetzt würden, so gewaltig ergriffen mich die Töne. Ich konnte es nicht mehr am Tische aushalten, ich eilte zu dem alten Manne hin und setzte mich zu seinen Füßen nieder. Und als er nun erst anfing zu singen und die leisen Töne der Harfe mit seiner klagenden und wehmütigen Stimme zu begleiten, da fingen alle Gäste an zu horchen, und es wurde ganz still: denn eine Harfe hatten sie sicher schon öfters gehört, aber ein solcher Gesang mochte ihnen wohl etwas Neues sein. Er spielte und sang:

Dort wo die Felsen schauen
Hinein ins weite Meer,
Und Nebenhügel bauen
Um gold'ne Saaten her;

Wo neben der Zitrone
Die Mandel rötlich blüht,
Der Heimat zu die Rhone
Mit stolzen Bogen zieht:

Dort barg einst meine Hütte,
Von Immergrün umlaubt,
In dunkler Bäume Mitte
Ihr schattenreiches Haupt:
Der frische Südwind wehte
Dem Mittag Kühlung zu;
Es wurde zum Gebete
Des Abends milde Ruh.

Froh wuchsen in der Stille
Die Kindlein mir heran;
Es hatte seine Fülle
Der Himmel aufgethan.
Befreit von aller Plage,
Durch keinen Neid getrübt,
Verlebten wir die Tage
Stets liebend, stets geliebt.

Da brausten schwere Stürme
Im fernen Norden auf;
Die Mauern und die Türme
Zerbrach ihr wilder Lauf;
Und auch die kleine Hütte,
Verdeckt vom grünen Laub
In dunkler Bäume Mitte,
Ward — — ach! der Stürme Raub.

Die teuren Kindlein fanden
Im Blumenbeet ihr Grab,
Die Gattin lag in Banden
Und welkte früh hinab.
Und als ich heimgekehret
Zum blutbesäten Land,
So war die Flur verheeret,
Die Hütte stand im Brand.

Da sanken mir die Arme,
Da stockte mir das Herz
Von unnenmbarem Harne,
Von ungeheurem Schmerz.
Nur Eines war verschonet,
Nur Eines war noch mein,
— Die Harfe, sonst gewohnet,
Den Lobgesang zu weihn.

Jetzt tönet sie nur Klage,
Nur Bemuut ist ihr Lied,
Seit ich am düstern Tage
Vom Schmerzensorte schied.
Einst lernt sie wieder danken,
Wann vor des Höchsten Thron
Die Palmen sie umranken,
Der Ueberwinder Lohn.

Die Hütte, die gefallen,
Wird droben zum Palast;
Zur Heimat darf ich wallen,
Zum Bürger wird der Gast,

Wann aus den Blumenbeeten
Die Kindlein auferstehn
Und in dem ew'gen Eden
Die Mutter wieder seh'n.

Unter dem Gesang war es so still geworden, daß man ein Blatt hätte hören können, das vom Baume fällt. Alles war ergriffen und gerührt, und da und dort sah man einen, der sich die Augen wischte. Der Alte wurde reichlich beschenkt, gefordert hatte er nichts. Ich fühlte mich besonders zu ihm hingezogen: denn einmal war ich mit meiner bisherigen Lage unzufrieden, und dann war er ja auch ein Pilger und ein Fremdling wie ich, und in mir war die Pilgerlust schon lange wieder aufgewacht. Ich dachte jetzt nur darüber nach, wie es zu machen wäre, daß ich von meinen Pflegeeltern los würde und mit dem Harfenspieler ziehen könnte. Indessen war es Abend geworden, und meine Pflegeeltern brachen auf, um nach Hause zu gehen. Sie riefen mir: „Heinrich, komm!“ Eben hatte der Harfenspieler wieder etwas angefangen zu spielen, ich bat sie daher, mich nur das vollends hören zu lassen. Sie sagten: „Nun, wir wollen indeffen voran gehen, komm du gleich nach!“ — Ich war aber schon entschlossen, mit dem Harfensmann zu ziehen, und wartete nur die Zeit ab,

bis er ging, dann lief ich etwa eine halbe Stunde lang hinter ihm drein, immer furchtsam und unentschlossen, was ich zu ihm sagen und wie ich ihm mein Vorhaben entdecken sollte. Das kam daher, weil ich kein gutes Gewissen hatte: denn ich wußte wohl, daß es nicht recht sei, von meinen Pflegeeltern nur so wegzulaufen, die mich doch so gütig aufgenommen hatten. Aber so sehr war ich in der kurzen Zeit schon schlimmer geworden, und mein böses Herz hatte sich so sehr geoffenbart, daß ich lange gar nicht mehr an die Erinnerungen meiner seligen Mutter gedacht hatte, und erst jetzt, da ich das Wandern und Pilgern wieder anfangen wollte, fiel es mir brennend heiß ein, was sie in ihren letzten Stunden so ernstlich mir sagte: „Suche christliche Menschen auf und lerne arbeiten, damit du dein eigenes Brot essen kannst.“ — War ich denn etwa jetzt im Begriff, diese Ermahnung zu befolgen?

Fünftes Kapitel.

Unter diesen Gedanken war ich unwillkürlich dem Harsenspieler näher gekommen. Er wandte sich um, sah mich mit seinen dunkelschwarzen

Augen scharf an und fragte: „Was willst du, Knabe?“ — „O Vater,“ — sagte ich — „laß mich mit Euch zieh'n!“ — „Wer bist du denn?“ — fragte er. — „Ich bin ein Pilger und ein Fremdling, wie alle meine Väter!“ — sagte ich mit Thränen. — Der Alte wurde aufmerksam. Ich mußte ihm meine ganze Geschichte erzählen. Einige Zeit lang stand er ernst und schweigend da, als wollte er nachsinnen, was zu thun sei. Mit banger Sorge erwartete ich seine Antwort. „Nun gut,“ — sagte er endlich — „du kannst mit mir gehen.“ Jetzt sprach er aber kein Wort weiter, bis wir in das nächste Dorf kamen. Dort ging er in das Haus eines Wiedertäufers, wo man ihn schon kannte, und legte sich bald darauf schlafen. Ich legte mich auch auf eine Bank und — schlief? Nein, geschlafen hab' ich nicht viel. Tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. „Was werden meine Pflegeeltern denken, wenn du nicht kommst? wie schändlich ist es, sie so mit Undank zu belohnen? und welche Freude wirfst du bei dem alten Manne haben, wenn er immer so stumm und finster ist? Wenn du nur wenigstens deine Bibel auch bei dir hättest, das ist doch sehr schade, daß die zurückbleiben muß!“ Auf einmal fiel mir mein Goldstück ein. Ich suchte schnell in meiner Tasche,

ob ich es auch bei mir habe. Wichtig, es war da. Auch meine Psalmverse hatte ich im Sack. Nun war ich wieder mehr getröstet. Nach Mitternacht konnte ich endlich einschlafen. Als ich erwachte, saß der Alte schon am Fenster gegen Sonnenaufgang und spielte auf seiner Harfe ein Morgenlied. Er sang es französisch. Ich hörte noch den letzten Vers, der so lautete:

Verse sur nous Tes lumières;
Verse Ton amour dans nos coeurs;
Prête l'oreille à nos prières,
Et comble nous de Tes faveurs.
Visite nous, Dieu de lumière!
Esprit de consolation!
Don du Très-haut, Feu salutaire!
Amour et divine onction!

Auf deutsch ungefähr so:

Deine Strahlen wollst du zu uns lehren,
Deine Lieb' ins Herze weh'n!
Wann wir beten, wollst du gnädig hören,
Huldreich immer bei uns steh'n!
Gott des Lichtes, komm in unsre Nähe!
Geist des Trostes, komm aus deiner Höhe!
Heilsam Feuer, Gottesgab'!
Lieb' und Salbung, komm herab!

Als er fertig war, sagte ich: „Guten Morgen, Vater!“ Er dankte. Dann nach einer

Weile fragte er mich: „bist du noch entschlossen, mit mir zu gehen?“ — „Ja, Vater!“ sagte ich. Nun ging er aus der Stube und kam erst nach zwei Stunden wieder. In dieser Zeit war er bei meinen Pflegeeltern gewesen, hatte sie über meine Abwesenheit beruhigt und ihnen versprochen, wie ein Vater für mich zu sorgen. Das sagte er mir nachher. Nach dem Frühstück zogen wir weiter. Ich wußte nicht, wo es hinging. Wir hatten Basel zur rechten Hand. Die nächste Stadt, durch welche wir kamen, war Mühlhausen. Von da ging's ohne Aufenthalt über Colmar und Schlettstadt nach Straßburg. Auf dem ganzen Wege hatte er nur einzelne wenige Worte gesprochen, und ich mußte oft denken: wenn das so fortgeht, so wird dir dieses Wandern bald entleiden. Aber was wollte ich machen? Ich ging eben doch weiter mit ihm. In Straßburg gingen wir über den Rhein hinüber auf die deutsche Seite. Nun war's auf einmal, wie wenn dem Alten ein Schloß vom Munde weggenommen wäre. Er wurde gesprächiger und offener gegen mich und redete mit mir wie ein Vater mit seinem Kinde. In der nächsten Nachtherberge fing er an, mich im Harfenspielen zu unterrichten, worüber ich mich sehr freute. Von nun an durfte ich jeden Abend auf der Harfe spielen, und bald

hatte ich so viel erlernt, daß ich selber ein Lied
singen und dazu spielen konnte. Das erste Lied,
welches ich lernte, war ein Lieblingslied meines
alten Meisters. Es heißt so:

Der Pilger aus der Ferne
Zieht seiner Heimat zu;
Dort leuchten seine Sterne,
Dort sucht er seine Ruh.

Sein Sehnen geht hinüber;
Sein Liebstes liegt im Grab;
Die Blumen wachsen drüber,
Die Blumen fallen ab.

In Königstädten schimmert
Des Goldes reiche Pracht;
Und morgen sind zertrümmert
Die Städte und die Macht,

Die Ströme zieh'n hinunter
Ins wogenreiche Meer;
Die Welle geht drin unter,
Man sieht sie nimmermehr.

Der Harfenton verklinget
Im stillen Windeßweh'n;
Der Tag, den er besinget,
Muß heute noch vergeh'n.

Der von dem Honigseime
Der Ewigkeit geschmeckt,

Der Pilger, ist daheime
Nur wann das Grab ihn deckt.

Drum weckt ihn auch hienieden
Das Heimweh früh und spät:
Er sucht dort oben Frieden,
Wohin sein Sehnen geht.

Unterdessen waren wir den Rhein entlang hinuntergezogen, ohne uns irgendwo länger aufzuhalten als über Nacht. Ich gewöhnte mich ganz an meinen neuen Pflegevater, und gewann ihn immer lieber, je offener er gegen mich wurde. Auf seine Ermahnung fing ich wieder an, fleißiger und ernstlicher zu beten, und bekam auch wieder Lust zum Bibellesen, wo wir in einer Herberge eine Bibel fanden. Der Harsner redete viel mit mir von der Ewigkeit, und von der Freude, die wir in der andern Welt beim Wiedersehen so vieler Geliebten und bei der Bekanntschaft mit so vielen tausend Heiligen genießen würden. Diese Gespräche wirkten sehr wohlthätig auf mich, und vertrieben nach und nach meinen Leichtsin, der in der letzten Zeit in Basel so überhand genommen hatte. Jetzt erst sah ich es recht ein, wo es mir fehlte. Ich demüthigte mich in meinem Herzen vor dem Heiland, daß ich ihn so bald hatte vergessen können, und bat ihn um Verzeihung, und um einen er-

neuerten ernstlichen Sinn, von jetzt an in einem gesegneten Umgang mit ihm, dem Freund der Kinder, stehen zu bleiben. Auf ein solches Gebet wurde es mir wieder recht wohl und ruhig um's Herz, und auch mein alter Vater freute sich, daß ich seine Ermahnungen befolgte und von meinem Irrwege nach und nach wieder zurückkam. Unsere Unterhaltung ging jetzt den ganzen Tag fort; und waren wir in einer Herberge nicht allein, so redeten wir französisch mit einander vom Worte Gottes und vom Himmel. Manchmal erzählte mir der Harsner eine Geschichte; einige sind mir im Gedächtnis geblieben. Einmal erzählte er:

Die Geschichte vom kleinen Peter.

Bei uns in Frankreich war ein armer Knabe, man nannte ihn nur den „kleinen Peter.“ Er hatte keine Eltern mehr, und mußte sein Brot vor den Thüren betteln. Singen konnte er auch schön, und so ging er selten leer von einer Thüre weg. Er hatte aber die sonderbare Gewohnheit, daß er immer die Worte im Munde führte: „Es kommt von oben.“ Sein Vater nämlich hatte ihm auf dem Sterbebette — er wird aber vielleicht kein Bett gehabt haben, denn er war sehr arm — gesagt: „Mein lieber Peter! du bleibst

jetzt allein zurück, und es wird dir in der Welt viel begegnen, was dir nicht gefällt; aber denke nur immer: es kommt alles von oben, so wird dir's leicht werden, alles zu tragen." Das hatte sich der kleine Peter gemerkt, und damit er's nicht vergessen könne, hat er's immer so laut gedacht, daß man's hören konnte: „es kommt von oben.“ Klopfte er an einem Fenster, und es hieß drinnen: „Wer da?“ so antwortete er: „ein Almosen dem kleinen Peter!“ oder er sang draußen einen Vers, z. B.

Donnez au petit Pierre,
Nu-pieds et tête nue:
Sa patrie est au-dessus,
Il n'a rien sur la terre.

Deutsch:

Dem kleinen Peter eine Gabe!
Er gehet ohne Hut und Schuh
Auf seine Heimat droben zu:
Auf Erden hat er keine Habe.

Dann wußte man schon, wer draußen sei, und brachte ihm etwas ans Fenster oder vor die Thüre. Für jedes Almosen aber dankte er mit den Worten: „Ich danke, es kommt von oben.“ Als der kleine Peter größer wurde, fing er an, darüber nachzudenken, was die Worte bedeuten: „es kommt von oben.“ Und weil er ver-

ständig war, so sah er bald ein, die Sünde könne nicht von Gott kommen, weil man aber doch glauben müsse, daß Gott die Welt regiere, so könne man wohl bei allem, was geschieht, sagen: „es kommt von oben.“ Ich weiß nicht, ob er Recht gehabt hat; aber so viel weiß ich, daß es ihm gut gegangen ist bei seinem Glauben. Denn als er einmal durch die Stadt ging, so kam ein heftiger Sturmwind, und ihm fiel ein Ziegel vom Dach auf die Schulter, der ihn zu Boden warf. Sein erstes Wort war: „es kommt von oben.“ Die Leute lachten ihn aus, und meinten, er sei nicht recht gescheit; denn es sei doch natürlich, daß die Ziegel von oben herab fallen, und nicht von unten hinauf; aber sie verstanden nicht, wie er es meinte. Und siehe, eine Minute später riß derselbe Sturmwind in derselben Straße ein ganzes Dach ein, das drei Menschen auf der Straße tötete. Wäre nun der kleine Peter fortgegangen, so wäre er gerade in dem Augenblick, wo das Dach einfiel, an diese Stelle gekommen, und wäre erschlagen worden. Es kam also wirklich von oben, daß der Ziegel auf ihn fiel; aber nicht bloß vom Dach, sondern noch höher, vom Himmel herab. Ein anderes mal muß er einem vornehmen Herrn einen Brief in die nächste Stadt tragen, und die größte Eile wird ihm be-

fohlen. Unterwegs muß er über einen Wassergraben springen. Aber der Graben ist zu breit, der kleine Peter fällt hinein, und wäre bald ertrunken. Der Brief blieb im Schlamm stecken, und konnte nicht wieder gefunden werden. Als der kleine Peter wieder auf den Füßen stand, sagte er: „es kommt von oben.“ Er geht hierauf wieder heim, und erzählte dem vornehmen Herrn sein Unglück. Dieser wird über die Mäßen zornig, und treibt ihn mit der Peitsche zur Thüre hinaus. Als der kleine Peter auf der Straße war, sagte er: „es kommt von oben.“ Den andern Tag läßt ihn der vornehme Herr wieder zu sich kommen, und sagt ihm: „Höre! da hast du zwei Dukaten dafür, daß du ins Wasser gefallen bist. Wenn der Brief richtig an Ort und Stelle gekommen wäre, so wäre ich höchst unglücklich. Die Umstände haben sich schnell geändert.“

Ich könnte noch mehreres der Art von dem kleinen Peter erzählen. Als er schon ein großer Peter war, — man nannte ihn aber immer noch den kleinen Peter, — kam ein reicher Engländer, der hörte von ihm, und ließ ihn zu sich rufen, um ihm ein Almosen zu geben. Als der kleine Peter in die Stube trat, fragte ihn der Engländer (er hieß Smith): „Was meinst du,

Peter? warum habe ich dich zu mir kommen lassen?" Peter antwortete: „es kommt von oben.“ Das gefiel dem Engländer; er war gleich besonnen, und sagte zu Peter: „Du sollst recht haben; ich will dich zum Bedienten behalten, und du wirst es gut bekommen. Willst du das annehmen?“ — „Es kommt von oben“ — sagte Peter — „warum sollt' ich das nicht annehmen?“ So nahm ihn der reiche Engländer mit fort. Es that uns allen leid, daß er nimmer vor unsere Fenster kam, seine schönen Verse zu singen. Aber das Betteln war ihm selbst schon einige Zeit entleidet, und gelernt hatte er nichts; deswegen mochten wir es ihm wohl gönnen, daß er versorgt wurde. Lange nachher haben wir gehört, daß der reiche Herr Smith, als er starb, dem kleinen Peter eine große Summe Geld vermacht habe, und daß er jetzt ein wohlhabender Mann in Birmingham sei; er sage aber noch zu allem, was geschieht: „es kommt von oben.“

Sechstes Kapitel.

Wir waren nach Holland gekommen. Da hatte ich mich erst recht zu verwundern über

die schönen großen Städte, von lauter Backsteinen gebaut, und über die gewaltig großen Schiffe; und als ich endlich auch das Meer sah bei Harlem, da wollte mir denn freilich der See bei Neuschatel nicht mehr so groß vorkommen, als ich gemeint hatte, wie ich ihn das erstemal sah und fürs Meer hielt. Indessen hatte ich in Amsterdam eine große Angst auszustehen. Wir wohnten in der Warmoetstraße. Eines Abends sollten wir zu einem deutschen Herrn kommen, der auf der Heerengracht wohnte. Wir wollten also über den Fischmarkt an der Börse vorbei dem Stadthaus zu gehen, und von da nach der Heerengracht. Auf dem Fischmarkt sah ich nun so vielerlei große und wunderlich gestaltete Fische, daß ich einige Augenblicke stehen blieb und mich recht daran ergözte. Indessen war mein Meister vorangegangen, und in dem großen Gedränge hatte ich ihn bald aus dem Gesichte verloren. Ich lief, so schnell ich konnte, ging zwischen der großen Kirche und dem Stadthaus durch, und kam richtig auf die Heerengracht; aber da war kein Meister weit und breit. Die Nummer des Hauses wußte ich nicht, und der Meister war vielleicht unterdessen, als er mich vermißte, zurückgegangen, um mich im Gedränge zu suchen. Das Fragen nützte mir nichts, denn

ich verstand nicht Holländisch, und die Leute, die ich fragte, nicht Deutsch und Französisch. So lief ich hin und her in großer Angst, und wollte endlich in unsere Wohnung zurückgehen. Aber da verirrte ich mich in der großen Stadt, und kam anstatt in die Warmoetstraat, an das Y, welches der große Hafen von Amsterdam ist, in dem gegen 2000 kleine und große Schiffe lagen. Als es schon Nacht war, fand ich endlich einen Deutschen, der mich zurechtwies. Ich weinte sehr, als ich zum alten Vater eintrat, und sagte ihm: „O Vater, laß uns von dieser Stadt wegziehen, wo man unter lauter fremden Leuten ist, die einen nicht verstehen, und wenn man sie fragt, immer sagen: „weet nit!“ Laß uns lieber an einen andern Ort ziehen, wo man nicht so leicht verirrt.“ Der alte Harsner antwortete: „Sind wir nicht in der Welt, und ist die Welt nicht größer als Amsterdam, und kann man sich in der Welt nicht noch viel leichter verirren als in Amsterdam? Welche Verirrung war denn gefährlicher für dich, die in Basel oder die in Amsterdam?“ Ich wurde schamrot und schwieg. Er fuhr fort: „Oder wie kann dir das etwas Auffallendes sein, daß dir die Leute hier so fremd sind? Du bist ja ihnen auch fremd. Und war's nicht dein erstes

Wort gegen mich: „Ich bin ein Fremdling und ein Pilger? —“ Wundere dich also nicht, daß die Leute dich nicht verstehen. Es ist in der ganzen Welt so, daß man diejenigen nicht versteht, die immer davon reden, daß sie eine Heimat im Himmel haben.“ — So sagte der Alte, und ich schwieg immer dazu. Denn daß ich die Wahrheit sage, seit einiger Zeit wollte mir das Pilger- und Fremdlings-Leben nicht mehr recht behagen. An manchen Orten auf der Reise hatte mir's gar wohl gefallen, besonders in der Nähe von Utrecht, in Zeyst, wo ich so freundliche Leute angetroffen hatte, und so schönen Gesang, und auch weil's deutsch war, — und seitdem hatte ich schon oft gedacht: es ist doch auch schön auf der Erde, wenn man an einem so lieben Orte wohnen darf, und wenn ich nur eine Heimat hätte! In den Himmel könnte ich deswegen doch kommen; dort wird's freilich noch viel schöner sein, auch der Gesang. — Aber so etwas durfte ich dem Meister nicht sagen, dem war die Erde ganz entleidet, und er sah die Menschen finster an, so lange er sie nicht genau kannte. —

Als der Meister ausgeredet hatte, fing der Hauswirt, bei dem wir wohnten, ein Freund des Meisters und ein Deutscher, an, und sagte:

„Heinrich, ich will dir etwas erzählen.“ Und so erzählte er die

Geschichte von dem reichen Bettler.

Hier in Amsterdam lebte ein Bettler, der zog mit seinem grauen Sack von rauher Leinwand und einem langen Stab alle Tage durch die Gassen der großen Stadt und sammelte Almosen ein. Er wohnte in einer kleinen Hütte, und hatte eine Frau und ein Kind. Er war ein sehr verständiger Mann, und konnte in allen Sachen raten, deswegen sah man ihn überall gern, und wenn in einem Hause manchmal etwas vorkam, wo man sich nicht gleich zu helfen wußte, so hieß es: man muß warten, bis der arme Gerd (er hieß Gerhard) wieder kommt, der wird schon eine Auskunft geben können. So geschah es, daß der arme Gerd in allen Häusern, wo man ihn kannte, große Almosen und viele Geschenke bekam, und weil er mit seiner Familie sehr sparsam lebte, so hatte er sich bald ein großes Vermögen gesammelt. Nun gab er das Betteln auf, kaufte sich ein schönes Haus, und fing eine Handlung an, die sehr glücklich von statten ging. Seine Frau war indessen gestorben, und seine Tochter war herangewachsen. Einmal steht der arme Gerd (denn man nannte

ihn immer noch so) an seinem Fenster und sieht einen jungen wohlgekleideten Mann auf der Straße stehen, der sah sehr traurig und bekümmert aus, wie wenn er verzweifeln wollte. Nachdem ihm der arme Gerd eine Weile zugehört hatte, ging er hinaus auf die Straße, und lud den jungen Mann ein, in sein Haus hereinzukommen. Er setzte ihm einen Stuhl hin, und fragte ihn: warum er denn so betrübt sei? „Ach, Herr Gerhard!“ — sagte der junge Mann, — „das ist auch kein Wunder, wenn's einem so geht, wie es mir gegangen ist. Im vorigen Jahre starb mein Vater, und ich, als das einzige Kind, übernahm seine Handlung, die im besten Zustande war. Ich besaß ein großes Vermögen, und hatte Schiffe auf dem Meere gehen. Nun bin ich in Zeit von acht Tagen durch Unglücksfälle um mein ganzes Vermögen gekommen, und diesen Morgen bekam ich die Nachricht, daß auch meine Schiffe, auf die ich noch meine letzte Hoffnung gesetzt hatte, untergegangen sind. Nun habe ich gar nichts mehr. Alles ist dahin. Was bleibt mir noch übrig als die Verzweiflung und der Tod!“ — „Nun“ — antwortete der arme Gerd, „so lange ein Gott im Himmel ist, muß man nicht gleich verzweifeln; dazu ist's immer noch Zeit. Wenn Sie sich eine Bedingung ge-

fallen lassen könnten, so wollte ich Ihnen gern aus Ihrer Not heraushelfen, ich habe Mitleiden mit Ihnen. Kommen Sie mit mir.“ — Er ging mit ihm in ein Zimmer im hintern Theil seines Hauses. Dieses Zimmer war ganz leer. An einer Wand hing der graue Bettelsack des armen Gerd, und in einer Ecke stand sein langer Stab. Der arme Gerd zeigte das dem jungen Manne, und sagte: Sehen Sie, da hängt mein alter Sack, und dort steht mein Stock. Sie wissen, daß ich lange ein Bettler gewesen bin, und ich schäme mich dessen nicht, und habe deswegen zum beständigen Andenken dieses Zeichen meiner vormaligen Armut hier aufbewahrt. Können Sie sich nun entschließen, diesen Sack umzuhängen, und diesen Stock in die Hand zu nehmen, und so lange damit durch die Straßen von Amsterdam zu gehen, bis Sie zehn holländische Gulden erbettelt haben, so will ich Ihnen meine Tochter zur Frau geben, und Sie damit zum Erben meines ganzen Vermögens machen.“

Über diese Bedingung erschrak der junge Mann. Sollte ich, so dachte er, mich so vor meinen Mitbürgern und Bekannten erniedrigen, die mich in meinen glänzenden Umständen gekannt haben! Was würden die Leute von mir

denken, die mich kennen, und wissen, daß ich aus einem angesehenen Hause gebürtig bin? —

Aber auf der andern Seite war freilich das Anerbieten sehr schön; er war ja doch ein Bettler, weil er nichts mehr hatte, und das liebe freundliche Gesicht der Tochter hatte ihm auch gar wohl gefallen. Was sollte er thun? — Er konnte sich nicht entscheiden und bat um vierzehn Tage Bedenkzeit. Das wurde ihm gestattet. Nach acht Tagen aber kam er schon, hing den Sack um, nahm den Stab in die Hand, und zog durch die Straßen von Amsterdam. Es wurden freilich viele Fenster vor ihm zugeschlagen, weil man sich schämte, wenig zu geben, und nicht viel geben wollte; manche trieben Spott mit seiner Armut, und andere, die ihn nicht kannten, und bloß wußten, wie reich er gewesen, glaubten, er habe sein Vermögen verschwendet oder verspielt und gaben ihm harte Worte. Endlich aber brachte er doch zehn holländische Gulden zusammen, und als er den letzten Stüber erhalten hatte, eilte er in die Kalverstraat, wo der arme Gerd wohnte, und legte ihm die gesammelte Summe vor. Nun wurde ihm der Sack abgenommen, und wieder an die Wand gehängt, und der Stab in die Ecke gestellt; des armen Gerds Tochter wurde seine Frau, und er der Erbe des ganzen Hauses. —

„Was meinst du nun,“ — fuhr unser Hauswirt fort, — „was meinst du, Heinrich, ist's nicht der Mühe wert, daß man, wenn's Gott so haben will, eine Zeit lang als Pilger und Fremdling in der Welt herumgeht, wenn man weiß, daß man so ein herrliches Erbe im Himmel hat?“ — „Freilich,“ — sagte ich, — „wenn man nur gewiß weiß, daß es Gott so haben will.“ — „Nun,“ — antwortete er — „das wird er dir schon zeigen.“ Nun legten wir uns schlafen.

Am andern Morgen weckte mich der Meister frühzeitig, und sagte: „Heinrich, wir reisen heute ab, kleide dich an. Ich bin schon gerüstet.“ Wir nahmen Abschied vom Hauswirt, und zogen in schnellen Tagreisen durch Utrecht, Nymwegen, Cleve und Xanten. Den Meister trieb eine gewaltige innere Unruhe, er sprach wenig auf dem Wege, und in den Herbergen spielte er auf der Harfe nur traurige Melodien und sang Sterbelieder. Das machte mir sehr bange. Nur meine Augen sangen allemal mit, denn ich mußte immer weinen. Auch der Meister, der sonst so ernsthaft war, wurde manchmal weich, so daß seine schwarzen Augen in Thränen standen. Am letzten Abend erreichten wir einen einsamen Bauernhof, drei Stunden von Xanten, und hielten um ein Nacht-

lager an. Die gutmütigen Leute nahmen uns gerne auf. Nach dem Abendessen griff der Meister nach der Harfe und sang:

Brich, mein Herz! dein Abend ist gekommen,
Deine Sonne ist schon längst dahin.
Was soll mir ein läng'res Leben frommen?
Nach der obern Heimat steht mein Sinn.
Heilen werdet ihr, ihr tiefen Narben,
Mir geschlagen in den dunkeln Stunden,
Als die Kindlein unter Schwertern starben;
Heilen werdet ihr, ihr tiefen Wunden!

Schwere Wallfahrt unter stiller Klage,
Kummervoll und schmerzlich hingefloh'n!
Von dem Markstein meiner dunkeln Tage
Blick' ich auf zu meines Gottes Thron:
Und, von Harfenklängen eingesungen,
Will ich in das Land des Friedens wallen,
Wo von Tausenden aus allen Zungen
Harfendonner dem Erlöser schallen.

Nun gab er mir die Harfe, und sagte: „Nimm sie, Heinrich! sie ist jetzt dein: ich werde hinfort nicht mehr darauf spielen.“ Mir wurde immer mehr angst. Ich fragte: „Vater! ist dir etwa nicht wohl? ich will nach einem Arzte gehen!“ — „Sei nur ruhig,“ — war seine Antwort. „Du weißt ja hier keinen Weg; draußen stürmt es, und die Leute im Hause ruhen schon alle.“

Ein Arzt würde mir auch jetzt nicht helfen können. Das Öl in meiner Lebenslampe ist aus. Er kann mir kein neues geben; sein Beruf ist nur, den Docht zu reinigen. Mein Licht ist ausgebrannt. Ich werde diese Nacht sterben." — „O Vater!" — sagte ich, — „stirb noch nicht, sonst bin ich ja allein auf der Welt." — „Du bist nicht allein," — fuhr er fort; — „Gott wird schon seinen Engel senden, der dich begleitet wie dort den Tobias. Verlaß dich auf den Herrn, und zweifle nicht: Er wird's wohl machen. Er hat's auch mit mir wohl gemacht, ob ich gleich lange unzufrieden gewesen bin mit seiner Führung. Ich habe manchmal gemurrt, und meinte, er sei mit mir zu hart verfahren. Auch gegen die Menschen habe ich immer eine geheime Bitterkeit in meinem Herzen getragen, und das war höchst unbillig; denn es waren ja nur einige gewesen, von denen ich so viel hatte leiden müssen. Ich bitte den barmherzigen Gott, daß er mir diese und alle meine Sünden vergeben wolle, ehe ich in die Ewigkeit abgerufen werde. Du, lieber Heinrich! bitte Gott, daß er dir bald eine Heimat anweise; denn das fortwährende Umherziehen würde deiner Seele Schaden bringen. Laß uns jetzt ruhen." — Hierauf löschte er das Licht aus, und legte sich auf das Lager nieder. Ich legte

nich auch nieder, aber mit dem festen Vorsatz, die Nacht durch wach zu bleiben. Doch währte es nicht lange, so drückte mir der Kummer und die Müdigkeit die Augen zu, und ich schlief, bis die Sonne schon aufgegangen war. Als ich erwachte, erschrak ich sehr, weil es schon Tag war, wurde aber wieder beruhigt, sobald ich nach dem Meister blickte. Er betete still, vor einem Stuhle knieend. Um ihn nicht zu stören, hielt ich mich ganz ruhig. Weil ich aber hörte, daß die Leute im Hause schon aufgestanden waren und umhergingen, so rief ich: „Guten Morgen, Vater!“ Er gab mir keine Antwort. Ich stand auf, ging zu ihm und sagte: „Vater! die Leute im Hause werden wohl bald kommen.“ — Indem ich das sagte, sah ich ihm ins Gesicht. Die Augen waren offen, aber starr. Er war tot! Jetzt noch, indem ich dieses schreibe, geht mir ein Schrecken durch die Glieder, und Thränen fallen auf dies Papier, wenn ich an diesen Augenblick zurückdenke. Ich that einen lauten Schrei und wäre fast zu Boden gefallen. Die Leute kamen herbei, und erstaunten sehr, als sie sahen, was in dieser Nacht geschehen war. Sie ließen sogleich aus dem nächsten Orte einen Wundarzt holen, und versuchten alles, um den Toten wieder zum Leben zu bringen, aber vergeblich. Am dritten Tage begruben sie ihn.

Der Hof gehörte in das Kirchspiel von Yssum, und dorthin brachte man den Toten, und legte ihn auf dem dortigen Gottesacker ins Grab. Der Prediger des Orts hielt ihm eine Leichenrede über die Stelle 2 Kor. 5, 1—4.

Nun war ich allein. Wohin jetzt? fragte ich, und sah gen Himmel. Aber da war niemand, der mir antwortete. Ich zog mein Blättchen heraus, und las:

"Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten und führen auf deinen heiligen Berg und in deine Wohnungen."

Ganz richtig, das ist's, um was ich jetzt beten muß. Und der mich schon so oft erhört hat, wird ja jetzt auch seine Ohren nicht vor mir verschließen. Ich betete, stand getröstet wieder auf, nahm unter vielem Dank und Thränen Abschied von den guten Leuten, die uns so freundlich beherbergt hatten, und hängte meine Harfe um. Der alte Vater hatte gerade noch so viel Geld bei sich, daß man die Begräbniskosten bezahlen konnte; für mich aber blieb nichts übrig. Ich ging getrosten Mutes fort, kam über Hörstgen und Neufkirchen wieder an den Rhein, wo ich mich in einer Fähre übersetzen ließ, und blieb am andern Ufer in Duisburg über Nacht. Mein Harfenspiel verschaffte mir ein Nachtlager und

noch etwas auf den Weg. So kam ich denn am dritten Tage in ein schönes Thal voll schöner freundlicher Häuser. Zwischen den Häusern glänzten große, schneeweiße Tuchbleichen, und ein kleiner lieblicher Fluß, in dem sich die helle Sonne spiegelte, zog durchs ganze Thal hinab. Die Häuser waren meistens mit blauem Schiefer oben und an den Seiten bekleidet, und hatten grüne Fensterläden. Das sah ungemein schön aus. Ich traf unterwegs einen Leichenzug an, der mir ganz wunderbarlich vorkam. Der Sarg mit schwarzem Tuche bedeckt, lag auf einem Karren mit zwei Rädern, den ein Pferd zog. Vor dem Sarge her ging eine lange Reihe schwarzgekleideter Männer, immer einer hinter dem andern, und hatten ein jeder eine brennende Tabakspfeife im Munde. Ich fragte einen davon: wie man das Thal heiße? „Dat is et Wupperthal!“ — antwortete er. — Und die Stadt? — „Elberfeld.“ — Nun freute ich mich, denn von dieser Stadt hatte ich schon viel Gutes gehört. Es gefiel mir auch sehr wohl darin; aber ich kannte eben niemand. In der Stadt Barmen, welche ganz nahe daran liegt in demselben Thale, blieb ich einige Tage, und verdiente mir etwas durch Harfenspielen. Aber ich hatte doch keine Ruhe da und ging wieder fort, links in das Gebirge

hinein. Nach ein paar Stunden sah ich ein schönes Dorf oder Städtchen vor mir auf einer Anhöhe liegen, und dachte: vielleicht ist da etwas für dich zu finden. Mein Blättchen fiel mir ein und mein Gebet: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten und führen auf deinen heiligen Berg und in deine Wohnungen.“ Ich stieg mutig den Berg hinauf. Oben begegnete mir der Pfarrer des Orts, und fragte: „Wohin, du kleiner Harfenspieler?“ — „Ich suche den heiligen Berg“ — war meine Antwort. — „Da kannst du lange suchen,“ — antwortete er, — „was willst du denn auf dem heiligen Berge machen?“ — Nun erzählte ich ihm, wie es mir in den letzten Tagen gegangen sei. „Das ist etwas anderes,“ — sprach der Pfarrer, und nahm mich mit sich in sein Haus. Er hatte auch Kinder, sie waren aber alle kleiner als ich. „Willst du denn bei mir bleiben, Heinrich?“ fragte der Pfarrer den andern Tag. — „O ja,“ — sagte ich — „recht gern, wenn Sie mich behalten wollen.“ — „Nun wir wollen's versuchen.“

Siebentes Kapitel.

Nun hatte ich wieder eine Heimat, und wie war ich so froh daran! Das Herumziehen war mir recht entleidet. Wie gut haben es doch die Kinder, die bei ihren Eltern wohnen können, die eine Heimat haben, Geschwister und Gespielen! Wie oft seufzte ich darnach, wenn ich so herumzog, und mit meiner Harfe in ein Haus kam, wo eine Familie, Vater, Mutter, Kinder, beisammen lebten. O! dachte ich oft, wie gut habt ihr es, ihr Kinder! Wenn ihr hungrig seid, geht ihr eben an den Brotkasten, und laßet euch zu essen geben; alle Tage dreimal kocht man euch etwas Warmes, und dürft ihr nur an den Tisch hinsetzen und essen; ich muß froh sein, wenn ich des Tages einmal warmes Essen bekomme, und habe oft Hunger leiden müssen. Abends leget ihr euch in euer gutes Bett, und ich muß meistens mit einem Strohlager, oder mit der Bank vorlieb nehmen. Sind eure Kleider zerrissen oder alt, so läßt man euch andere machen; ich muß in diesen zerrissenen Kleidern umhergehen. Fehlt euch etwas, so klagt ihr es nur euren Eltern; ich habe auf der ganzen Erde niemand, der sich

etwas um mich bekümmerte. O wenn ihr wüßtet, wie es einem so müden, hungrigen, armen und verlassenen Kinde zu Mut ist, wie würdet ihr Gott danken, daß er euch eure Eltern gelassen hat! — So habe ich vorher manchmal geseufzt. Aber dabei habe ich denn doch nicht vergessen, Gott zu danken für so vieles Gute, das er mir bei meiner Armut hat zuschießen lassen, und bin froh gewesen, daß ich wenigstens beten konnte zu meinem Vater im Himmel, was so viele Kinder nicht können, die alles im Überfluß haben, aber denn doch zu bedauern sind, weil es ihnen an der Hauptsache fehlt.

In dem Pfarrhause nun, worin ich aufgenommen wurde, gefiel es mir ausnehmend wohl. Es waren so freundliche, fromme, christliche Leute und im ganzen Hause war eine solche Ordnung, daß ich dachte, von hier wirst du nicht mehr entlaufen wie von Basel. Morgens um 6 Uhr versammelte sich die ganze Familie samt den Diensthöten um den Hausvater. Es wurde ein schönes christliches Lied gesungen, zu dem ich die Harfe spielte; dann nahm der liebe Pfarrer die Bibel und las ein Kapitel, und erklärte es so, daß alle es verstehen konnten. Dann schloß er diese Morgenandacht mit einem herzlichen Gebete. Nun wurde das Frühstück gebracht, und dann ging jedes

munter an seine Arbeit, ich in die Schule. Nachmittags nahm ich an dem Unterrichte teil, den der Pfarrer seinen Kinder gab, und abends kam wieder die ganze Familie des Hauses zusammen. Der Vater befragte ein jedes nach den Geschäften des verflossenen Tages und nach seinem Betragen. Hatte eines einen Fehler gemacht, so wurde er hier bekannt, und mit liebe reichem Ernst wurde es angewiesen, Gott noch heute um Verzeihung zu bitten; „denn“ — sagte der Pfarrer, — „ihr müßt nichts bis morgen liegen lassen, sonst könnet ihr nicht ruhig schlafen, und morgen nicht fröhlich aufstehen; es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe.“ Hatte eines der Kinder oder der Dienstboten im Laufe des Tages das andere beleidigt, so mußte man einander hier vor dem Hausvater um Verzeihung bitten und verzeihen. „Denn“ — sagte er, — „ihr wisset nicht, ob nicht eines von euch morgen in der Ewigkeit erwacht, und wie leid müßte es euch dann sein, mit unverföhntem Herzen hinüber zu kommen vor das Angesicht Gottes!“ — Jedes Tagwerk wurde mit Gesang und Gebet geschlossen, und der Vater ermahnte beim Schlafengehen jedes noch insbesondere, im stillen Kämmerlein mit seinem Heilande zu reden, und in jedem Augenblicke sich zum Sterben fertig zu machen.

Von den Erklärungen biblischer Geschichten, die der Pfarrer in den Morgen-Andachten vortrug, habe ich mehrere aufgeschrieben, weil sie so faßlich und ansprechend waren. Leider habe ich nur noch eine einzige davon, und zwar über die Geschichte des Hauptmanns von Kapernaum. Ich will sie doch hier abschreiben, wörtlich wie ich sie damals geschrieben habe.

Heute den 2. Oktober hat der Hr. Pastor die Geschichte von dem Hauptmann zu Kapernaum erklärt, und so gesagt: „Wir kommen heute an die schöne Geschichte im Evangelium Matthäi im 8. Kapitel vom 5—13. Vers. Höret aufmerksam zu:

„Da aber Jesus einging zu Kapernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause, und ist gichtbrüchig, und hat große Qual.“

Ihr wisset, wie verdorben die Stadt Kapernaum gewesen ist, und doch, wer sollte das glauben! war ein frommer Hauptmann darin. Es kommen drei fromme Hauptleute im Neuen Testamente vor, zum Beweis, daß man auch im Soldatenstande fromm sein und sich bekehren kann. Viele Menschen wollen sich mit ihrem Stand entschuldigen, daß sie keine wahren Christen werden. Mit meinem Beruf, sagen sie, verträgt sich's nun

einmal nicht das strenge Christentum; ein Kaufmann, ein Wirt, ein Soldat u. dergl. darf's mit seinem Gewissen nicht so genau nehmen, wenn er durchkommen will. Und siehe! da ist ein frommer Hauptmann, noch dazu ein Heide, noch dazu in einer leichtsinnigen, verdorbenen Stadt wie Kapernaum! Es muß also doch möglich sein, daß auch ein Soldat gottesfürchtig sein kann. Was meinst du, Heinrich! kann auch ein Musikanant fromm sein?

Antwort: Ja! mein Meister ist's gewesen.

Pfarrer: Was darf er aber dann nicht thun?

Antwort: Er darf der Sünde nicht mehr dienstbar sein.

Pfarrer: Richtig. Nun weiter. Der Hauptmann sagt zum Heiland: „Herr! mein Knecht liegt zu Hause, und ist gichtbrüchig, und hat große Qual.“ Sehet, wie schön es ist, daß dieser Herr so mitleidig und sorgfältig sich seines Knechtes annimmt; er kommt selbst zu Jesu und bittet um Hilfe. Was meinst du, Deltgen (so hieß eine von seinen Mägden), würden es alle Herren so machen?

Deltgen: O nein, Herr Pastor! Ich weiß noch wohl, wie ich bei dem reichen Herrn Ph. diente; der schickte mich gleich aus dem Hause, wie ich einmal krank wurde.

Pfarrer: Nun siehst du, der Hauptmann

in Kapernaum war ein anderer Mann. Er wird aber freilich auch fleißige und gehorsame Dienstboten gehabt haben, das sieht man aus dem 9. Vers. — Und wie bescheiden drückt der Hauptmann seine Bitte aus! Er sagt nicht zum Herrn Jesus: Komm' und hilf ihm! oder: wenn du ihn nur gesund machen wolltest! Er will ihm nichts vorschreiben, sondern er sagt nur: So steht es, mein Knecht ist schmerzlich krank; und denkt dann, der Heiland werde schon selber sagen, was er im Sinne habe. So geschieht's denn auch.

„Jesus spricht zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen.“

Wenn wir in einem Anliegen, in einer Not zum Herrn Jesus kommen und beten, so brauchen wir ihm nicht zu sagen, was er thun soll, oder wie er helfen soll; das weiß er selbst am besten. Und sehet, wie er gleich so bereit ist zu helfen! „Ich will kommen“ — sagt er — „und ihn gesund machen.“ Das wollte der Hauptmann dem Herrn Jesu nicht zumuten, daß er selbst komme, deswegen sagte er:

„Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehest, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte: noch wenn ich sage

zu einem: Gehe hin! so gehet er; und zum andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knecht: Thue das! so thut er's."

Ei, wie demüthig ist dieser Hauptmann gegen den Herrn Jesus gewesen! Woher kam doch das? Der Heiland war doch so arm, daß er nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, also keine eigene Wohnung; der Hauptmann aber war ein angesehenener vornehmer Mann, und hatte ein eigenes Haus, denn er sagt ja: unter mein Dach. Der Hauptmann hatte Knechte und Bediente; Jesus war gekommen, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene; — wie kann denn der Hauptmann sagen: „ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehest?“ — Das kam daher, weil er Jesus für etwas Größeres als einen gewöhnlichen Menschen hielt. Darum sagt er: ich bin ein Mensch u., wie wenn er sagen wollte: Sieh, das hast du nicht nötig, daß du dich selber in mein Haus bemühest; ich traue dir zu, daß du auf eine einfachere Weise helfen kannst. Das kann ich schon an mir abnehmen. Denn ich bin ja ein bloßer Mensch, und noch dazu einer höheren Obrigkeit unterthan, und nicht ein freier, unabhängiger Herr wie du. Dennoch habe ich auch Kriegsknechte, die unter meinen Befehlen stehen, und mir aufs Wort gehorsam sind, ich mag ver-

langen, was ich will, so daß ich nicht nötig habe, selbst da- oder dorthin zu gehen, wenn ich etwas brauche, sondern es kostet mich nur ein Wort. Wie viel mehr wirfst du, als ein so mächtiger Herr, im stande sein, durch ein einziges Wort auszurichten, was du willst! Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. — Das war freilich ein großer Glaube bei einem heidnischen Hauptmann. Und sehet, wo es in dem Herzen eines Menschen so in der Ordnung ist, da ist auch Ordnung in seinem Hause. Wie schön ist das Bild, das uns der Hauptmann von seiner Hausordnung gibt! Wie geht da alles in einem schnellen, richtigen Gehorsam, und gleichsam nach der Schnur? Nicht wahr, das gefällt euch auch? Wenn der Geist des Gehorsams und der Ordnung in einem Hause regiert, so giebt es nicht so viel Verwirrung und Mißverständnis, wie wir es oft in großen Haushaltungen antreffen, wo alles durcheinander läuft, und doch keines recht weiß, was es zu thun hat, und wo es dann auch, besonders wenn die Trägheit noch hinzukommt, keinen Tag ohne Streit und Mißvergnügen und ohne Schaden abgeht. Da ist's dann nicht gut Hausherr sein, man ist nur geplagt. Da war es bei dem Erzvater Abraham anders. Der hatte 318 Knechte, ohne die Mägde. Was meint

ihr? Wenn es da auch so verwirrt und unordentlich zugegangen wäre, wie es oft heutzutage in einem Hause geht, wo nur zwei oder drei Knechte sind, dann wäre der Abraham zu bedauern gewesen bei seinem großen Reichtum. Wo aber solgsames, frommes und gottesfürchtiges Gesinde ist, Leute wie Eliezer und Joseph, da ist auch ein Segen für ein Haus. Und je mehr Knechte und Mägde, die fromm sind, desto mehr Segen; denn ein jedes hat seinen Engel bei sich, und wo viele Engel sind, da ist's einem wohl.

Nun wollen wir aber auch hören, wie's mit dem Hauptmann weiter gegangen ist.

„Da das Jesus hörte, verwunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgeten: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“

„Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubet hast.“

„Und sein Knecht ward gesund zu derselbigen Stunde.“

Das muß freilich ein rechter Glaube sein, über den sich selbst Jesus verwundert. Was denkt ihr? Habt ihr auch einen solchen Glauben, daß sich der Herr Jesus darüber verwundern kann? Ich freue mich, bis ich diesen Hauptmann einmal im Himmel antreffe, da will ich mir ihn recht ansehen und denken: „den hat auch der

Glaube hereingebracht.“ Aber der Glaube hilft schon hier aus der Noth. Dem Hauptmann ist geschehen, wie er geglaubet hat. Sein Knecht ist noch in der nämlichen Stunde gesund worden.

Ja lernet von dem heidnischen Hauptmann christlich glauben, christlich beten und christlich leben.

Der Pfarrer hatte eine Tochter von zwölf Jahren, ein zartes inniges Kind, voll Liebe gegen alles, was lebt. Es wäre zu wenig, wenn ich sagen wollte, sie sei ihren Eltern aufs Wort gehorham gewesen, sie merkte auf jeden Wink, auf jeden Blick. Man könnte sagen, sie sei von den Eltern mit den Augen erzogen worden. Ihre Geschwister liebte sie zärtlich und gab immer zuerst nach, ehe es einen Streit geben konnte. Aber auch gegen andere Menschen war sie so freundlich, daß jedermann eine Freude an ihr hatte. Selbst Tiere und Pflanzen ließ sie ihre Freundlichkeit erfahren. Im Garten nahm sie sich immer der schwächlichsten Pflanzen an. Sie begegnete ihnen wie armen Leuten. Sie begoß sie zuerst, streichelte, lieblosete und tröstete sie. Wenn der Wind eine beschädigte, zog sie ihr das gebrochene Bein in Ordnung, und heilte den Schaden. Ging ihr eins aus, so war's ihr, als wenn was

Lebendiges gestorben wäre. „Du armes Blümchen!“ — sagte sie, und begrub es in die Erde, die, wie sie sagte, unser aller Mutter ist.

So war auch Tinchchen gegen ihre Tiere. Ein paar böse Buben hatten aus einem Finkenest zwei Eier gestohlen und ausgeleert. Sie erzählten es dem kleinen Tinchchen. Das that ihr im Herzen weh, sie hatte Mitleid mit dem beraubten Paare. Wie werden die Finken jetzt so einsam und verlassen auf ihrem Baume sitzen, und einander ihr Leid klagen! so dachte sie und klagte mit. Sie ließ sich von der Mutter zwei frisch gelegte Hühnereier geben, und bat des Nachbars Peter, er möchte doch ihr zu Gefallen auf den Birnbaum steigen, und die zwei Hühnereier in das verlassene, eiskalt gewordene Finkenest hineinlegen. Aber des Nachbars Peter wollte nicht; es sei gefährlich, meinte er, und zudem seien auch die Hühnereier größer als die Finkeneier. „Ei,“ sagte Tinchchen, „das ist ja eben recht, da wird der Schaden desto vollständiger ersetzt, und sie bekommen gegen kleine große!“ Sie bat ihn noch einmal. Aber er blieb bei seinem „Nein.“ Endlich sah sie den Baum einmal an, übermaß sich und ihn, und da sie ganz allein war, stieg sie hinauf und legte die Eier in das verlassene Nest. Die beiden Finken, die

auf den Ästen des Baumes saßen, wurden gar nicht erschreckt. Sie sahen sie ungefähr an, wie fromme Leute einen Engel ansehen würden. Tinchchen meinte ihnen die Freude und Dankbarkeit anzuhören. Voll Entzücken über das alles hüpfte sie auf dem Baum, und — fiel auf die Erde, so daß sie sich nicht mehr regen konnte. Die Mutter kam voll Schrecken herbei, und meinte Tinchchen sei tot. Aber sie erholte sich nach und nach. „Der ganze Fehler“ — sagte sie zu ihrer Mutter — „liegt darin, daß ich mich schon auf dem Baum gefreut habe.“

Ein andermal, an einem schönen Morgen, geht Tinchchen ins Feld und begegnet einem Knaben, der beide Hände in den Haaren hat und bitterlich weint. Er hat einen Milchhasen (=Topf) zerbrochen, und fürchtete deswegen, von seiner Mutter geschlagen zu werden. „Sei gutes Muts“ — sagte Tinchchen, und nahm ihm die rechte Hand von den Haaren, die linke aber gab sich von selbst. Er ließ sich trösten. Je näher er aber zum Dorfe kam, je langsamer ging er, und da er das Haus sah, fing er von neuem an zu weinen und wollte durchaus wieder mit der Hand in die Haare. Die Mutter des Knaben kam ihnen entgegen, und ihr erstes Wort war: „der Topf?“ Tinchchen trat vor, und sagte: „Liebe

Nachbarin, ich, ich bin den Topf schuldig. Seht, ich ging schnell zu, und da war der Topf hin. Meine Mutter hat heute Wäsche, und da wißt Ihr wohl, kann man nicht sagen, daß ein Topf zerbrochen ist. Wenn die Wäsche vorbei ist, will ich Euch einen andern Topf bringen.“ Die Bauersfrau war gegen des Herrn Pastors Tochter so artig, daß sie keinen Topf verlangte. Allein Tinchchen bestand darauf. Der Knabe indessen, so bald er merkte, daß die Mutter nicht zornig sei, sprach Tinchchen los, und bekannte der Wahrheit gemäß, daß er allein schuldig sei. „Mutter“ — sagte er, „nehmt keinen Topf, sie hat ihn ja nicht zerbrochen. Ich sah, wie alles so schön grün und gelb auf dem Felde war, und da fiel mir der Topf aus der Hand.“ Die Bauersfrau war so bewegt, daß sie Tinchchen wie einen Engel ansah, und an ihrer Hand nach Hause begleitete. Schade, der liebe Knabe ist in seinem siebenten Jahre schon selig gestorben.

Noch eins von Tinchchen muß ich erzählen:

In dem benachbarten Städtchen war ein ungerechter Amtmann, der die Leute sehr plagte, und sich um Gott und Menschen nicht viel bekümmerte. Dieser ließ einen Judenknaben ins Gefängnis setzen, weil er ihn beschuldigte, er habe ihm etwas gestohlen. Jedermann in der Gegend

war überzeugt, daß der Judenknabe unschuldig sei, weil man ihn kannte. Aber jedermann fürchtete sich auch vor dem gewaltthätigen Amtmann. Eltern hatte der Knabe nicht mehr, und sonst wagte es niemand, sich seiner anzunehmen. Der Wert des Gestohlenen, den der arme Judenknabe ersetzen sollte, war gering; aber in seinem Gefängnis konnte er auch nicht so viel aufreiben. So saß er einige Zeit gefangen. Das Weihnachtfest kam. In dem Städtchen, wo der Amtmann war, wohnte Tinchens Oheim, des Pastors Bruder, ein wohlhabender Mann, der aber keine Kinder hatte. Diesen Mangel fühlte er das ganze Jahr nicht so wie an Weihnachten. Denn Weihnachten ist ein wahres Kinderfest, an dem einem das Spiel zur andern Natur wird. Es liegt einem gleichsam im Blut, und alte Leute selbst müssen sich zwingen, wenn sie nicht auch an Weihnachten spielen sollen. Deswegen ließ der wohlhabende kinderlose Kaufmann jedes Jahr in der Weihnachtwoche die Kinder seines Bruders, des Pastors, zu sich kommen, und erfreute sie mit einem Christgeschenk, um sich an ihrer Freude auch zu freuen, und auf ein paar Tage wieder ein Kind zu werden. Sonderbar! Die Kleinen möchten immer gern groß sein, und die Alten wünschen sich in die Kinderjahre zurück. Freilich

der Heiland sagt auch zu den Alten: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, so kommet ihr nicht ins Himmelreich!“ Wie hat er aber das gemeint? — Auf dieses Weihnachtsfest nun wurden die Kinder des Pastors wieder zu dem Oheim eingeladen, und ich durfte auch mitkommen. Das war eine Freude. Am letzten Weihnachtstage fuhren wir im Schlitten hin. Abends wurden die Geschenke ausgelegt. Sie waren nicht kostbar, aber ganz nach unsern Wünschen, und machten uns große Freude. Am andern Tag erzählte jemand von dem armen Judenknaben, der bei Wasser und Brot im Gefängnis saß. Man sah, wie ängstlich die Leute von dem ungerechten Amtmann redeten. Sie waren so furchtsam wie Tauben, die in der Nachbarschaft von Raubvögeln ihr Nest haben. Wir hörten aufmerksam zu, und hatten großes Mitleiden. Besonders aber ging die Geschichte Tinnen zu Herzen. Der arme Judenjunge störte ihre heilige Christfreude. Sie war nicht halb so weihnachtsfroh, wie sie es sonst gewesen sein würde. Man weiß, wie gern Kinder, und besonders wie gern Mädchen spielen. Aber Tinnen dachte jetzt nur an den armen Judenknaben, der bei Wasser und Brot im Gefängnis saß, und hatte keine Ruhe. Sie nahm in der Stille all ihr Spielzeug zusammen, zog mich auf

die Seite, und bat dringend, ich möchte es doch dem ungerechten Amtmann bringen, damit er den armen Judenknaben loslasse. Ich wollte lange nicht, weil ich mich vor ihm fürchtete; aber sie ließ nicht nach, bis ich einwilligte. Wie hätte ich auch ihren Bitten widerstehen können! Den Weg ins Amthaus fand ich bald. Zitternd trat ich hinein, und wurde zu dem Amtmann geführt. Fluchend fuhr er auf mich zu. Ich weinte und erzählte ihm alles. Der Mann war ganz erstaunt. Er konnte es nicht abschlagen, so wild er auch war. Seine Kinder nahmen mir gleich das Spielzeug aus der Hand, sie waren so ungezogen wie er. Der Judenknabe wurde losgelassen. Tinnen bekam von unserem Spielzeug zum Ersatz, so viel sie wollte, mußte aber von unverständigen und gefühllosen Menschen viele Spottreden hören. Doch kehrte sie sich daran nicht. Der Vater sagte ihr, als wir wieder nach Hause kamen: „Du hast recht gethan.“ Dies Zeugnis ging ihr über alles.

Man liebte an Tinnen nicht bloß ihre natürliche Gutmütigkeit und ihr zartes Gefühl, wenn sie z. B. einmal an einem Birnbaum in des Nachbars Garten einen Ast geknickt sah, und ihn mit ihrem Strumpfband wieder festknüpfte; oder ihrem Lämmchen, als es krank wurde, Arznei wollte

holen lassen; oder einem Bettelknaben ihr Abendbrot schenkte, und kein anderes begehrte; nein! sie liebte auch das Wort Gottes, das Gebet und den Heiland. Von Kindheit auf hatte sie gern gebetet. Zum Händefalten aber war sie schwer zu bringen. Sie hatte einmal einen Gefangenen gesehen, dem die Hände zusammengeschlossen waren. „Sind wir denn des lieben Gottes Gefangene,“ fragte sie, „daß ich die Hände schließen soll?“ Der Vater sagte: „sieh mein Kind! wir sollen beten und arbeiten, darum zeigen wir dem lieben Gott die Hände.“ Damit gab sich Tinchin zufrieden.

In der Bibel war sie so daheim wie in ihrem Garten. Sie wußte in diesem jede Blume, wo sie stand, ebenso in jener jeden Spruch. Ihre Ausdrücke waren mit Bibelworten verbrämt, sie redete biblisch. Noch mehr. Sie gab sich Mühe, auch biblisch zu arbeiten. Jedes Geschäft hatte für sie nur dann Reiz, wenn sie wußte, daß es auch schon im Alten oder Neuen Testament getrieben worden. Morgens beim Anziehen fiel ihr der Apostel Petrus ein, der in seinem ersten Brief im 3. Kap., im 3. und 4. Vers schreibt: „Euer Geschmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleideranlegen; sondern der verborgene Mensch des

Herzens im unvergänglichen Wesen des sanften und stillen Geistes, das ist köstlich vor Gott.“ — Beim Waschen dachte sie daran, wie die Bibel uns ermahne: „daß wir unsere Herzen rein waschen lassen“ Jerem. 4, 14. und an die, „welche aus großer Trübsal gekommen sind, und haben ihre Kleider gewaschen, und haben sie helle gemacht im Blute des Lammes.“ Offenb. Joh. 7, 14. Was das heiße, hatte der Vater ihr erklärt. Beim Essen und Trinken erinnerte sie sich an die Mahlzeit Abrahams, als die Engel bei ihm einkehrten, 1 Mos. 18, 8. Kam sie zum Brunnen, so war ihr Jakob in Mesopotamien in Gedanken, 1 M. 29. und das Gespräch Jesu mit der Samariterin, Joh. 4. Beim Kochen kam ihr Martha in den Sinn, Luk. 10, 40.; beim Nähen Rebekka, 1 Mos. 27, 16.; bei der Gartenarbeit Maria Magdalena, Joh. 20, 15. Nur fürs Stricken und Bügeln (Glätten) wollte sich keine schickliche Bibelstelle finden. Endlich meinte sie, daß der Apostel Paulus auch ans Stricken gedacht habe, wenn er im ersten Brief an die Thessal. 4, 11. sie ermahnt, „daß sie arbeiten sollen mit ihren eigenen Händen.“ Vom Bügeln, sagte sie, wird deswegen nichts in der Bibel kommen, weil es damals noch nicht im Brauch war; ich denke aber allemal an die Worte des Apostels (Eph. 5, 26),

wo er sagt: „daß die Gemeinde Christi keinen Flecken oder Runzel haben soll.“

Ihr sehet, wie nachdenkend Tindchen gewesen und möchtet wohl gern noch mehr von ihr erzählen hören. Nun es sei denn! Noch ein Wort von ihrem Sterben. Sie starb einen Blumentod. Eine Gesichtsrose hatte sie befallen! wenige Tage nur, so war die schöne Blume eine Leiche. Sie hatte so manche Blume, die ihr vorgestorben war, in ihrem Garten betrauert und beerdigt. Nun kam die Reihe an sie, die schönste im ganzen Garten. Man konnte denken, sie sei zu zart gewesen für die frische, kühle Gartenluft dieser Erde; deswegen habe sie der Gärtner ins Gewächshaus zurückgenommen. Er hatte großes Wohlgefallen an ihr, dieser Gärtner (Joh. 20, 15.). Wie hätte sie ihn sonst so lieben können? Sie fragte unaufhörlich nach ihm, bis er kam und sie hinwegtrug. Wo er sie hingelegt hat, wissen wir.

Achtes Kapitel.

Unterdessen hatte ich das Alter erreicht, daß ich sollte zur Confirmation vorbereitet werden. Ich durfte also auch an dem Unterrichte theil nehmen, den der Pfarrerherr den Konfirmanden

erteilte. Wir saßen gewöhnlich im Garten unter einer großen Linde um ihn her, und freuten uns den ganzen Tag, bis die Unterrichtsstunde kam. O das waren schöne Stunden, die ich nicht vergessen kann! Wenn er uns biblische Geschichten erzählte, so war das so lebendig und anschaulich, als wenn er dabei gewesen wäre; ja wir selbst meinten oft, wir seien mitten im gelobten Lande, und hätten nur eine Stunde weit zu dem Jordan oder nach Bethanien. Wir zogen mit Jesus durch Judäa und Galiläa, begleiteten ihn in seinem zwölften Jahre nach Jerusalem zum Fest, fuhren mit ihm über das galiläische Meer, und setzten uns im Geist zu seinen Füßen, wenn er lehrte. So wurde uns seine Geschichte wichtig und seine Lehre, so weit wir sie verstehen konnten. Ich glaubte damals, und glaube es heute noch, die Bibel sei leicht zu verstehen, und wenn man nur ein helles Herz habe, dann sei einem die Bibel auch hell. Wenn man mit jemand recht wohl bekannt ist und hat ihn recht lieb, so versteht man schon seine Winke, es braucht keine Worte, wie Tintchen den Willen des Vaters in seinem Auge las; so ist's auch mit der Bibel. Man lernt alle ihre Winke verstehen, wo sie oft nur den Finger aufhebt, wenn man sie einmal recht kennt. Aber freilich, wenn uns ein solcher

Lehrer, wie der liebe Pfarrerherr auf dem heiligen Berge, mit der Bibel bekannt macht, das ist etwas anderes, als wenn man ohne Führer so ganz allein zu ihr kommt. Wie froh war ich an seinem Unterricht! Wie wohl war uns, wenn er mit uns betete und uns dem guten Hirten empfahl, damit er uns bewahre vor den Versuchungen der Welt!

Die Konfirmationshandlung selbst war mir außerordentlich eindrucklich. Am Tage vorher hatte der Pfarrerherr noch mit einem jeden Einzelnen von uns durchgeredet und passende, tief eindringende Ermahnungen gegeben. Am Sonntag früh kamen wir im Pfarrhof zusammen. Nachdem uns der Pfarrerherr herzlich bewillkommt hatte, führte er uns in den Garten unter die große Linde: Wir sangen aus einem alten Liede:

Um eins, Herr Jesu! bitt' ich dich,
Um das laß dich erbitten;
Dein Herz, dein Herz, das gieb in mich,
Ein Herz von guten Sitten.
Ein Herz, das wie ein kleines Kind
Einfältig, gütig, rein, gelind,
In deinem Licht nur prächtig,
Ein Herz, das heimlich Leiden trägt
Und sich in Staub und Asche legt,
Ein Herz in Liebe mächtig!

Ein Herz, das Gott in Lauterkeit

Und Gottes Kinder liebe:

Ein Herz, das sanfte Folgsamkeit

Und wahre Demut übe.

Ein Herz, das mäßig, wachsam, klug,

Das ohne Murren und Betrug,

Mit dem wohl auszukommen:

Ein Herz, das allenthalben frei,

Und ganz von nichts gefangen sei,

Die Liebe ausgenommen.

Nur dies bitt' ich, o Herr! von dir

Auf meinen Pilgerwegen.

Ach siehe! diese Bitt' ist mir

Vor allem angelegen.

Du bist mein Schöpfer, steh' mir bei!

Du bist mein Heiland voller Treu',

Auf dich bin ich getauft;

Du hast mich dir, o höchster Ruhm,

Zu deinem Erb' und Eigentum

Mit eig'nem Blut erkaufet!

Hierauf betete der Pfarrherr dringend und herzlich, und übergab uns für unser ganzes Leben der treuen Führung des Herrn im Himmel. Besonders ergreifend war es, als er Gott bat, er möchte uns selbst durch seinen Geist zur rechten Zeit an alles das erinnern, was wir während des Unterrichtes gehört hätten, und wolle uns doch, auch wenn wir auf eine Zeit lang es wieder vergessen und ihm untreu werden, keine Ruhe

lassen, bis wir uns wieder zu ihm wenden. „Laß es ihnen,“ so schloß er, „lieber recht hinderlich gehen und sauer werden in ihrem Leben, wenn du sie auf keinem leichteren Wege zu dir ziehen kannst; nur verloren sollen sie nicht gehen, nur ihre Seelen rette zum ewigen Leben!“

Wir waren sehr gerührt; so zogen wir zur Kirche. Von jetzt an sah ich nicht mehr, was mit den andern vorging, ich dachte nur an mich, hörte nur für mich, und betete im stillen fort. Ich legte mein Bekenntnis mit fröhlichem Mute ab; es war mir innerlich so, ich wolle ihm treu bleiben, und ich dachte, der Herr, der ins Herz hinein sieht, werde mein ernstliches Versprechen gnädig annehmen. Und wenn ich nun zurück dachte an alles, was er an mir gethan hatte von meiner ersten Jugend an, wie er mich auf so wunderbaren Wegen geführt und seine trostreichen Verheißungen an mir erfüllt hatte, so konnte ich keine Worte finden, ihm recht zu danken, und meine innerliche Freude darüber war so groß, daß ich keine Zeit fand zu sorglichen Gedanken, wie mir's wohl auch in Zukunft gehen werde. Er hat dich bisher allemal mehr finden lassen, als du gesucht hast; warum sollte er jetzt auf einmal aufhören, sich deiner anzunehmen? — so hieß es in meinem Herzen.

Nachmittags schenkte der Pastor einem jeden der Konfirmierten ein Buch zum Andenken an diesen wichtigen Tag. Ich bekam das größte. Aber wie ich es aufmachte, — was meint ihr, wie ich da erstannte! Da hättet ihr die Freude sehen sollen, mit der ich es von allen Seiten besah, und die Neugierde, mit welcher ich gern zehn Fragen auf einmal gemacht hätte! Denn, denket nur! dies Buch war kein anderes als meine Bibel, die ich in Basel gekauft und dort zurückgelassen hatte. Alle Kinder freuten sich mit mir, als ich ihnen erzählte, woher ich diese Bibel kenne. Endlich kam's denn auch zur Beantwortung meiner Fragen. Der Herr Pastor hatte an meine Pflege-Eltern in Basel geschrieben, und ihnen Nachricht von meiner Geschichte gegeben, und sie dadurch beruhigt. Daß ich mit dem Harsner weggelaufen war, das hatten sie schon gewußt. Der Harsner selbst hatte in jener Morgenstunde, wo er mich bei dem Wiedertäufer allein ließ, mit ihnen gesprochen, und sie versichert, daß er gewissenhaft für mich sorgen wolle. — Weil nun der Herr Pastor mich mit der Bibel überraschen wollte, so hatte er die Pflege-Eltern in Basel gebeten, sie möchten sie ihm schicken. Und das hatten sie auch mit Freuden gethan. Was hätte mir auch größere Freude machen können, als daß ich

diese Bibel wieder bekam? Es stand zwar außer dem, daß die französische Übersetzung dabei war, nichts mehr darin, als was in andern Bibeln auch steht; aber mit dieser Bibel hing die Erinnerung an so vieles zusammen, was mir wichtig war; es war die erste Bibel, die ich gesehen hatte, was ich in ihr las, war mir alles neu, und sie war mein Trost gewesen auf einem langen Krankenlager. Dieser Tag war ein rechter Gedächtnistag für mich. Die Bibel brachte mir auch meine Goldmünze wieder in Erinnerung, und das Blättchen, in das sie gewickelt war, und das ich immer noch sorgfältig aufbewahrte. Diese drei Stücke und meine Harfe waren ja das einzige Eigentum, das ich auf der Welt besaß. Und wie reich war ich, daß ich nun meine Bibel wieder hatte!

Am Abend waren die andern alle spazieren gegangen. Ich saß allein im Garten mit meinem lieben Buche, und las in den Psalmen. Ich kam an die Stelle, die auf meinem kleinen Blättchen stand. Schnell zog ich es heraus und las:

„Alsdann werde ich kommen zu dem Altar Gottes, zu dem Gott meiner Freude und Wonne, und werde dich loben auf der Harfe, o Gott, der du mein Gott bist!“

Sieh doch! wie schön paßt das auf den heutigen Tag! bin ich denn nicht heute gekommen

zu dem Altar Gottes, und habe ihm feierlich Treue versprochen? — Ist er nicht auch der Gott meiner Freude und Wonne heute gewesen? Sollte ich das Loben auf der Harfe vergessen können? Nein, das darf nicht unterbleiben! — Gleich lief ich ins Haus, holte meine Harfe, und sang ein Lied, das ich vom Pastor gelernt hatte:

Dank dir, für meines Lebens Morgen,
Du Herr des Tages und der Nacht!
Du stilltest alle meine Sorgen,
Noch ehe sie recht aufgewacht.

Es war der Morgen kalt und strenge,
Die Nacht war dunkel und war lang!
Bis durch der finstern Wolken Menge
Das Morgenlicht erwärmend drang.

Es war der Morgen taubefeuchtet;
Am Blümchen manche Thräne hing;
Doch als der Sonne Strahl geleuchtet,
Das Blümchen holder Glanz umsing.

Es war der Morgen nicht gelinde;
Die Sonne brannte heiß und schwül!
Da sandtest du die frischen Winde,
Die wehten bald mich wieder kühl.

Es war der Morgen nebeltrübe;
Raum sah ich einen Schritt voran:
Da brach hindurch der Strahl der Liebe,
Da ward dem Sonnenlichte Bahn.

So schimmert in den Morgenstunden
Von meiner kurzen Pilgerzeit,
Nachdem die Dämmerung verschwunden,
Der Goldglanz deiner Gütigkeit.

Drum sei dir Lob und Dank gesungen,
Und meine Harfe preise dich!
Du bist mein Gott! mir ist's gelungen,
Mir wird's gelingen ewiglich!

Die andern waren indes zurückgekommen,
und standen hinter mir, als ich aufhörte. Ich
wollte aufstehen, und die Harfe wegtragen.
„Nein!“ — sagte der Herr Pastor, — „bleibe
bei uns. Die Sonne will eben untergehen. Laß
uns noch unser Abendlied mit einander singen.“
Wir sangen:

Sonne! willst du fliehen
Mit dem schönen Strahl?
Nach dem Meere ziehen
Ueber Berg und Thal?

Abendglocken singen
Von der Thürme Dach
Mit gewalt'gem Schwingen
Dir den Abschied nach.

Und die Hände heben
Zum Gebet sich all';
Die Gebete schweben
Auf zum Glockenschall.

Auch die jungen Raben,
Eh' sie geh'n zum Nest,
Bringen ihre Gaben
Zu dem Dankesfest.

Mit den Freudentönen
Hebt vom Krankenbett
Sich gepreßtes Sehnen,
Das um Ruhe fleht.

Alle diese Reigen,
Wenn dein Strahl nun sinkt,
Auf zum Throne steigen,
Wie dein Licht verblinkt.

Noch erhellet dein Blitzen
Auf dem Turm den Kranz,
Und der Berge Spitzen
Mit dem Purpurglanz.

Hoch an der Kapelle
Glüht der Fenster Pracht
In der goldnen Welle,
Tief bis in die Nacht!

Und von deinem Scheine
Noch das Blümchen trinkt,
Eh' am stillen Raine
Es in Schlaf versinkt.

Seht! sie ist geschieden,
Läßt uns in der Nacht;

Doch wir sind im Frieden.
Der im Himmel wacht.

Wird nicht hinter Meeren
Wo sie auf jetzt geht,
Frohen Klang sie hören?
Freudiges Gebet?

Wird sie morgen wieder
Dort im Osten wach,
Tönen Abendlieder
Uebers Meer ihr nach.

Du, o Gott der Wunder!
Der im Himmel wohnt,
Gehest nicht so unter
Wie die Sonn', der Mond.

Wollest doch uns senden,
Herr, dein ewig Licht,
Daß zu dir wir wenden
Unser Angesicht!

Neuntes Kapitel.

Ich war jetzt konfirmiert. Aber nun entstand eine andere Frage. Wohin jetzt? Bei dem Pastor konnte ich nicht bleiben. Ich mußte etwas lernen, um in der Welt als ein brauchbarer Mensch fort-

zukommen. Aber auch dafür hatte Gott schon gesorgt. Der Pastor hatte einen Freund in Elberfeld, einen Kaufmann. Dieser erbot sich, mich unentgeltlich in die Lehre zu nehmen. So schmerzlich es auch für mich war, von dem Hause Abschied zu nehmen, in welchem ich so liebevoll aufgenommen und behandelt worden war, wo ich Eltern und Geschwister gefunden hatte, so ging ich doch getrost in das Haus, das mir Gott angewiesen hatte, weil ich wußte, daß ich auch da christliche Leute antreffen werde, und eine christliche Behandlung erwarten dürfe. Auch erhielt ich Erlaubnis, den lieben Pastor von Zeit zu Zeit auf einen Sonntag zu besuchen. Dies erleichterte mir den Abschied, und ich zog, obwohl betrübt, doch im Vertrauen auf Gott in Elberfeld ein. Freilich hatte ich es da nicht mehr so leicht und angenehm, wie in dem stillen Dörfchen auf dem heiligen Berge; ich mußte den ganzen Tag arbeiten und manches leisten, was man dort nicht von mir gefordert hatte. Doch gab es auch Erholungsstunden, besonders im Umgang mit den Kindern des Lehrherrn, die sich bei mir in der französischen Sprache üben sollten (denn das war ja meine Muttersprache, die ich nicht vergessen hatte), und ich konnte wohl einsehen, daß alles Lernen schwer sein müsse, daß aber auch niemand

etwas könne, ohne etwas zu lernen. Deswegen gab ich mir alle Mühe recht fleißig zu sein, und mich im Gehorsam zu üben, damit ich meinem Lehrherrn nicht zur Last werde, der mich mit so vieler Liebe aufgenommen hatte. Wollte mir hie und da etwas zu schwer und lästig werden, so wendete ich mich im Gebete zu Gott, und bat um Weisheit und Treue zu allen meinen Berichtigungen. Unterdessen vergaß ich nicht, meine Bibel recht zu benützen, damit ich nicht bloß für diese Welt brauchbar werde, — und auch das kann man ja nicht ohne das Wort Gottes und ohne seinen Segen — sondern damit ich auch für die Ewigkeit tauglich sei. Ein wahres Fest war es für mich, wenn ich an einem Sonntag in mein stilles Dörfchen wandern konnte, und eine Predigt von dem lieben Pastor hören, der fortwährend für mich sorgte und mich wie eines seiner Kinder betrachtete. Ein solcher Besuch machte mir allemal aufs neue Mut und richtete meine Geduld wieder auf, wenn mir die Zeit des Gehorsams lang werden wollte. So ging ein Jahr fast unvermerkt dahin, und ich konnte mich damit trösten, daß mein Lehrherr zufrieden mit mir war. Aber ach! er starb! Meine Hoffnung war dahin. Nun war ich wieder ganz verlassen. Im Hause konnte ich nicht bleiben;

denn die Handlung hörte auf, und ein anderer Lehrherr, der ebenso willig gewesen wäre, mich aufzunehmen, fand sich nicht sogleich wieder. Was sollte ich nun anfangen? Der liebe Pastor tröstete mich zwar immer damit, Gott werde mir schon wieder eine Hilfe senden; aber ich sah eben noch keine, und war unaussprechlich betrübt. In dieser Not fiel mir, während ich etwas in einem Wandschranke suchte, mein kleines Blättchen in die Augen. Ach! dachte ich, wenn du jetzt auch wieder einen Trost für mich hättest! Nun vielleicht doch: Ich öffnete es, und las:

„Meine Seele! warum bist du so mutlos und warum betrübst du dich in mir? Hoffe auf Gott; denn ich werde ihn noch loben, als der die Hilfe meines Angesichts und mein Gott ist!“

Oi, wie beschämten mich diese Worte! Wie klein war mein Glaube gewesen! Wie bald hatte ich wieder vergessen, wie mich Gott bisher so wunderbar geführt hatte! Nun konnte ich wieder fröhlich singen:

Fort mit euch, ihr Sorgen!
Denn für heut' und morgen
Sorgt ein andrer Mann!

Ich packte meine wenigen Sachen zusammen, nahm unter vielen Thränen Abschied von dem

teuren Hause, in welchem mir alles gestorben war, und stieg mutig den Berg hinauf zu meinem lieben Pastor, der mir erlaubt hatte, so lang bei ihm zu bleiben, bis ich wieder eine passende Stelle gefunden hätte. Gleich am dritten Tage aber schickte er mich mit einem Briefe nach Mühlheim an der Ruhr. Dieser Brief enthielt eine Anfrage an einen dortigen Kaufmann, ob er mich nicht in die Lehre nehmen wollte. Spät am Abend kam ich an ein einzeln stehendes Haus, und wollte versuchen, ob man mich nicht dort über Nacht behalten werde. Ich fand recht freundliche, christliche Leute. Sie sagten mir, daß dies Haus „die Pilgerhütte“ heiße. Zur Zeit des seligen Tersteegen habe es diesen Namen bekommen. Natürlich fiel mir bei diesem Namen gleich die Zeit ein, wo ich auch ein Pilger und ein Fremdling gewesen war. Wie vieles hatte ich unterdessen gesehen, gehört, erlebt, genossen und gelitten! Und jetzt war ich wieder nicht viel mehr als ein Pilger und Fremdling. Es war mir in diesem Hause recht wohl. Es kam mir vor wie eine Heimat. Den andern Morgen kam ich bei guter Zeit nach Mühlheim, und ging gerade auf das Haus des Kaufmanns los, an den der Brief gerichtet war. Er war ein ernsthafter Mann, sah mich scharf an, nachdem er den Brief

gelesen hatte, und hieß mich niedersitzen. Dann ging er wieder auf sein Comptoir, und ließ sich nicht wieder sehen bis zum Mittagessen. Indessen gingen immer viele Leute ab und zu; aber um mich kümmerte sich niemand. Ich dachte: diesmal bist du nicht ins rechte Haus gekommen; da wird wenig für dich zu hoffen sein. Dieser Gedanke machte mich traurig. Ich sah ein Buch in der Ecke stehen, das nahm ich und las darin. Es war der zweite Teil von „Stillings Leben.“ Ich hatte es nie gesehen, es gefiel mir aber ungemein. Dem ist's ungefähr auch so gegangen wie dir, nur noch schlimmer, dachte ich beim Lesen. Ich wurde beinahe fertig mit diesem Bändchen, bis man zu Tisch rief. Im Speisezimmer war die ganze große Hausgenossenschaft versammelt. Ein fremder Herr, der auf Besuch da war, speiste auch mit. Ueber Tisch wurde nur das Nötigste gesprochen. Nach dem Essen entfernte sich alles. Nur der Hausherr und der Fremde blieben im Zimmer und steckten ihre irdenen Pfeifen an. Mir wurde gesagt, ich solle auch da bleiben. Hierauf zog der Hausherr den Brief, welchen ich gebracht, aus der Tasche und gab ihn dem fremden Herrn. Als dieser ihn gelesen, fragte er mich auf französisch (denn es stand im Brief, daß ich die französische Sprache fertig reden

fönne): „Wo hast du denn das Französische gelernt?“ — „Es ist meine Muttersprache,“ — gab ich zur Antwort. — „Wo bist du denn geboren?“ — fragte er weiter. Ich sagte: „das weiß ich nicht.“ Er verwunderte sich und wollte noch mehr von mir wissen. Ich erzählte ihm nun von meiner Geschichte, so viel als nötig war, und so viel ich selber wußte. Er wurde so aufmerksam, daß er seine Pfeife ausgehen ließ und auf den Tisch legte. „Wie hat deine Mutter geheißen?“ — Ich konnte es ihm nicht sagen. „War sie nicht groß von Person?“ — Ja! — „Hatte sie nicht dunkle schwarze Haare?“ — Ja! — Immer begieriger fragte er: „Hat sie denn dir gar nichts hinterlassen?“ — Nichts, als ein Goldstück. — „Was! ein Goldstück? Hast du es noch?“ — Ja! sagte ich, und wollte es herausziehen. „Halt!“ sagte er ganz bewegt. „Ist auf diesem Goldstück nicht ein betender Nikolaus von der Flue?“ — Freilich! sagte ich ganz erstaunt. Wie können Sie das wissen? — „Wär's möglich?“ — sagte der Fremde. — „Ich kann es immer noch nicht glauben. Ist nicht auf der andern Seite ein kleines Kreuzchen eingeschnitten?“ — Das weiß ich nicht, sagte ich, und zog meine Münze heraus. Sehen Sie selbst. Kaum hatte er sie angesehen, so rief er: „Richtig die ist's!

— Nun tausendmal willkommen, lieber Heinrich! Ich bin dein Onkel! Deine Mutter war meine Schwester." Mit diesen Worten schloß er mich in seine Arme und küßte mich. Ich war so überrascht, daß ich anfang laut zu weinen. Er weinte auch. Lange konnte ich gar nichts reden, und doch war so viel zu fragen. Mein Onkel aber sagte: „Spare deine Fragen, sie sollen alle beantwortet werden.“

Dehutes Kapitel.

Sein Geschäft in Mülhheim war beendet. Er ließ sogleich sein Gefährt anspannen; wir nahmen Abschied von dem ernsthaften Kaufmann und fuhren Elberfeld zu. Ich war wie im Traum. Der Pilger und Fremdling sollte jetzt erfahren, wo seine irdische Heimat sei.

Als wir im Freien waren, fing mein Onkel an zu erzählen:

„Dein Vater war ein Beamter in einem kleinen Städtchen in Frankreich; man kannte ihn als einen rechtlichen Mann, der aber auch auf seiner Ueberzeugung unerschütterlich fest beharrte. In der schrecklichen Zeit der Revolution wurden manche Forderungen an ihn gemacht, die er als

gewissenhafter Mann abweisen mußte. Da er bei seinen Mitbürgern in großer Achtung stand, so wagte man es zuerst nicht, ihm zu Leibe zu gehen; aber man faßte diesen widerspenstigen Feind der Freiheit — wie sie ihn nannten — ins Auge, und wartete nur auf Gelegenheit, um den Zorn an ihm auszulassen. Diese kam nur zu bald. Die rohen Freiheitsmänner gewannen bald vollkommen die Oberhand und stürmten nun in großen Haufen herbei, um sich an ihren Feinden zu rächen. Da die Mitbürger deines Vaters sich für ihn wehren wollten, so wurden diese tolln Menschen ganz rasend, und fingen an, im Städtchen zu morden und zu plündern. Da traf eine Kugel deinen Vater ins Herz. Er starb auf der Stelle. Deine Mutter flüchtete mit dir, ihrem einzigen Kinde, durch eine Hinterthüre. Ich hatte damals in demselben Städtchen eine Handlung. Da man aber wußte, daß ich der Schwager deines Vaters sei, so war auch mir der Tod gedroht. Mein Haus wurde geplündert, ich mußte mich durchs Fenster retten und kam kaum mit dem Leben davon. In dem benachbarten Walde traf ich mit deiner Mutter und andern Geflüchteten zusammen. Wir mußten in jedem Augenblick befürchten, von den verfolgenden Feinden überfallen zu werden. In meinen Taschen fand ich nichts

als zwei Dukaten. Den einen davon mit dem Bilde des Nikolaus von der Flue gab ich deiner Mutter und machte vorher mit dem Messer ein kleines Kreuzchen darauf. „Vielleicht“ — sagte ich, — „werden wir getrennt, und kommen später einmal wieder zusammen, dann sei uns dies eine Erinnerung an die Noth, die uns jetzt betroffen hat.“ Wir gingen im Walde fort bis in die Nacht und legten uns unter den Bäumen schlafen. Zwei mußten abwechselnd Wache halten. Morgens gegen zwei Uhr wurden wir aufgeweckt und sahen in der Ferne Feuer. Nun liefen alle im Schrecken fort. Du kannst dir aber denken, wie, in dunkler Nacht und im dicken Wald. Gleich anfangs verlor ich dich und deine Mutter, und da wir uns nicht getrauten, einen Laut zu geben, aus Furcht, uns den Feinden dadurch zu verraten, so konnte ich sie auch nicht mehr finden. Stelle dir vor, wie ich um euch jammerte. Als es Tag wurde, sah ich mich allein und kam bald an das Ende des Waldes. Von deiner Mutter keine Spur! Wie habe ich seitdem etwas von ihr erfahren können. Ich hatte in Deutschland bei Handelsfreunden bedeutende Summen gut, und reiste also unter großer Gefahr dahin, zog meine Gelder ein, und fing wieder eine kleine Handlung in N. an, die unter Gottes Segen gediehen ist. Ich

habe keine Kinder; meine Frau ist gestorben; du kannst nun bei mir die Handlung vollends erlernen. Gott sei Dank, daß er uns wieder zusammengeführt hat!"

So erzählte mein Onkel, während ich stille Thränen weinte, und Gott meinen Dank für seine wunderbare Führung brachte. Spät kamen wir nach Elberfeld, und blieben dort über Nacht. Den folgenden Tag ging's zu dem lieben Pastor. Wie der sich freute, und die Seinigen mit! Mein Onkel wollte ihm alles erstatten, was er auf mich verwendet hatte. Er nahm aber nichts an. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen verabschiedeten wir uns unter tausend Thränen. Meine Harse und Bibel wurden aufgepackt, und nun reisten wir in den Wohnort meines Onkels.

Lobe den Herrn, meine Seele! und was in
mir ist, seinen heiligen Namen!

Lobe den Herrn, meine Seele! und vergiß nicht,
was er dir Gutes gethan hat!



Im Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart
ist erschienen:

Deutsche Jugend- und Volksbibliothek.

Bis jetzt 170 Bändchen.

Jedes Bändchen kartoniert mit Titelbild 75 J.

61. **Adelberg, Dr. G.**, Jean Mariel. Ein Befehrer auf den Galeeren.
16. **Aesops** und anderer weiser Meister Fabelschatz. 2. Aufl.
122. **Alcock, D.**, Kreuz und Krone. Lebens- und Leidensgeschichte eines Hugenotten. 2. Aufl.
81. **Barth, Dr. G. G.**, Vier Erzählungen.
91. — — Der Regerkönig Jamba. Eine Sklavengeschichte. 3. Aufl.
96. — — Lebensbilder. Vier Erzählungen.
111. — — Fünf Erzählungen.
92. **Bauer, Dr. L.**, Karl Theodor Körner's Leben.
131. **Berthold, Hel.**, Die Kinder des Geächteten. Erzählung.
136. — — Das Testament. Ein Stück Leben a. d. guten alten Zeit.
24. **Beutelspacher, Fr.**, Erzählung eines alten Jägers. 2. Aufl.
41. **Blaul, Fr.**, Alte und neue Geschichten.
46. — — Glaubensstreue oder die Wallonen in der Pfalz. 2. Aufl.
56. — — Der Stieffsohn. Erzählung. 2. Aufl.
71. **Bonnet, J.**, Das Grafenschloß in den Sevensen. 2. Aufl.
93. **Braun, Fr.**, Martin Luther im deutschen Lied. 2. Aufl.
141. **Brückschweiler-Wilhelm**, Benjamin Franklin.
126. **Burf, Alb.**, Der blinde Heinrich. Erzählung.
142. — — Meister Bernhard oder Im Feuer bewährt. Erzählung.
4. **Caspari, R. G.**, Alte Geschichten aus dem Speßart. 7. Aufl.
5. — — Zu Straßburg auf der Schanz. Dorfsagen. 6. Aufl.
132. — — Der Schulmeister und sein Sohn. 14. Aufl.
137. — — Christ und Jude. Eine Erzählung a. d. 16. Jahrhundert.
145. — — Schatzkästlein von (249) Erzählungen. I.
146. — — Schatzkästlein von (217) Erzählungen. II.
101. **Eberhardt-Büch, A.**, Maria die Kleidermacherin.
6. **Edelsteine** deutscher Gedichte und Lieder. 2. Aufl.
31. **Flammberg, G.**, Der Vogelfsteller vom Eschlypthal. 2. Aufl.
36. — — Vom treuen Kunrad. 2. Aufl.
51. — — Bilshild. Erzählung aus dem 8. Jahrhundert.
57. — — Die Rückkehr der Waldenser im Jahr 1689.
66. — — Ein deutscher Mann. Mit Anh.: Brombeeren.
123. **Frohmeyer, J.**, Bilder aus der französischen Revolution.
133. **Frohmeyer, Dr. L.**, Generalfeldmarschall Moltke.
13. **Frommel, D. Em.**, Aus der Familiengeschichte eines geistlichen Herrn. Erzählungen. 4. Aufl.
20. — — Der Heimerle von Lindelbronn. 8. Aufl.
25. — — Aus vergangenen Tagen. Erzählungen. 4. Aufl.
30. — — In zwei Jahrhunderten. Freud und Leid im Leben einer alten Pfarrerin. 4. Aufl.
40. — — 'O Straßburg, du wunderschöne Stadt.' 5. Aufl.

- (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)
52. **Frommel, D. Em.**, Aus dem untersten Stockwerk. 4. Aufl.
 72. — — Joh. Abr. Strauß, weisfälliges Pfarroriginal. 2. Aufl.
 76. — — Dr. Aloys Henhöfer, Ein südd. Pfarroriginal. 2. Aufl.
 121. — — Aus goldnen Jugendtagen. 2. Aufl.
 112. **Gans, Emil**, König David. Eine biblische Erzählung.
 1. **Gedichte, deutsche**, zur deutschen Geschichte. 2. Aufl.
 37. **Glässer, J. P.**, Joh. Jak. Moser, der Patriot.
 82. **Gotthelf, Jer.**, (Pf. Vikius), Schweizer-Geschichten.
 113. — — Der Knabe des Tell. Erzählung. 2. Aufl.
 116. — — Dursli oder Der heilige Weihnachtsabend. 2. Aufl.
 166. **Gräpp, G. W.**, Die Fischerhütte am Grieser.
 7. **Grube, A. W.**, Blide ins Seelenleben der Tiere. 2. A.
 11. — — Scharnhorsts Leben und Wirken. 3. Aufl.
 12. — — General Gneissau. 3. Aufl.
 18. — — Abraham Lincoln. 2. Aufl.
 21. — — Aus der Alpenwelt der Schweiz. 2. Aufl.
 32. **Grube, A. W.**, Der welsche Nachbar. Lebensbilder aus dem Krieg von 1870–71. 3. Aufl.
 47. — — Napoleons Kriegszug nach Moskau im Jahre 1812. 3. A.
 38. **Guntisberg, Marie**, Eine Deutsche im Osten. 2. Aufl.
 147. **Gaden Schmidt, R.**, Alte und neue Geschichten aus dem Elsass.
 127. **Heinrich, E.**, Friedrich Friesen und die Lütkower. 1813/15.
 148. — — General Bülow von Dennewitz.
 97. **Hofader, Ludwig**, Deutscher Rätselschatz.
 114. — — Johannes Brenz und Herzog Ulrich von Württemberg.
 42. **Hoffmann, G.**, Die Schwaben an der Marne.
 151. **Hoffmann, P.**, Johs. Arndt in Braunschweig.
 156. — — Paulus Gerhardt, der geistliche Sänger.
 26. **Jauh, A.**, Juda. Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. 2. Aufl.
 98. **Klee, Dr. G.**, Langobardische Sagen und Geschichten.
 102. — — Der arme Mann im Todenburg.
 106. — — Alte deutsche Märlein und Schwänke.
 115. — — Eines deutschen Volkes Ruhm und Untergang.
 124. — — Drei Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter.
 128. — — Wunderliche Schicksale des armen Simplex.
 152. — — Fünf Erzählungen.
 161. — — Abenteuer und Thaten Joachim Neffelbecks.
 167. — — Vom Girtenbühlein zum Professor. A. Th. Platters Leben.
 103. **Kübler, Th.**, General Gordon, der Held und Christ.
 157. **Leut, W.**, Im fernen Westen. Deutsche Ansiedler in Nordamerika.
 117. **Liebrecht, W.**, Ein Bettelkind. Erzählung.
 58. **Mertz, Dr. Heinrich**, Luise, Königin von Preußen. 2. Aufl.
 77. — — Albrecht Dürer, der große deutsche Künstler.
 67. **Müller, G. W.**, Aus der Irre. Kriegserzählung.
 73. — — Ein altes Bild.
 14. **Mürdter, F.**, Die blühende Legion. 2. Aufl.
 138. **Oberlin, Pfr.** im Steinthal, Leben und Wirken.
 62. **Paulus, Dr. J.**, Boratze. Eine Erzählung aus dem H. Lande.
 86. — — Judas der Galiläer. Erzählung.
 94. — — Die Hochzeit zu Kana. Erzählung.

- (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)
99. **Paulus, Dr. J.**, Herodias. Erzählung aus der Zeit Christi.
104. — — Der Jüngling zu Nain. Erzählung.
107. — — Barabbas. Erzählung aus der Zeit Christi.
118. — — Aus Nacht zum Licht. Erzählung aus der Apostelzeit.
125. — — Maria. Erzählung aus der Zeit d. Zerstörung Jerusalems.
129. — — Der Brand von Rom. Aus der Christenverfolgung.
134. — — Viktoria. Aus der Kirche der Katafomben.
139. — — Perpetua. Eine Erzählung aus der Christengemeinde in Karthago.
153. **Paulus, W.**, Paul Warnefrit und Karl der Große.
63. **Wahler, Luise**, Konrad Wiberhold.
74. — — Der Schreckenstag zu Weinsberg.
19. **Pressel, P.**, Herzog Christoph zu Württemberg. 2. Aufl.
43. **Nebe, Maria**, Am Fichstein. 2. Aufl.
53. — — Andreas König. Geschichte aus dem Elsaß.
78. — — Der Silber-Adel. In dritter Klasse.
23. **Noland Leicht**, Leben eines Londoner Straßenjungen. 2. Aufl.
143. **Schlatter, D.**, Kampf überall. 8 Erzählungen.
154. — — Im Dienst des Nächsten. Erzählungen.
17. **Schott, Th.**, Hugenottengeschichten. 2. Aufl.
33. — — Hieronymus Savonarola. Lebensbild. 2. Aufl.
28. **v. Schubert, Dr. G. H.**, Zwei Erzählungen. 5. Aufl.
34. — — Acht Erzählungen. 5. Aufl.
54. — — Sohn und Enkel. Der Krüppel von Mottenstein. 7. Aufl.
59. — — Drei Erzählungen. 3. Aufl.
79. — — Herbstrosen. Erzählungen.
83. — — Nach der Abendglocke. Erzählungen.
87. — — Grüne Blätter. Erzählungen.
10. **Seebilder**. 2. Aufl.
64. **Spieß, Phil.**, Bis zum Felerabend.
75. — — Der Krankenhauspförtner.
84. — — Der Wichte-Fabrikant. Erzählung aus Schwaben.
95. — — Der Klostervogt von Bichienstern. Erzählung.
158. **Steurich, G.**, Groß-Friedrichsburg.
2. **Stöber, R.**, Geschichten des Pfarrers Siebentisch. 3. Aufl.
9. — — Geschichten von der Altmühl. 5. Aufl.
22. — — Der Mühlenarzt, nebst anderen Geschichten. 3. Aufl.
27. — — Mähren. Nebst anderen Erzählungen. 3. Aufl.
35. — — Das Elmtthäl, nebst weiteren Erzählungen. 6. Aufl.
48. — — Der Schneider von Gasten und: Kleinere Erzählgn. 6. A.
159. — — Sabina die Bleicherin. Das Buch der Armen. 23 Erz.
160. — — Dürrenstein, nebst 7 weiteren Erzählungen.
162. — — Der Tag im Graben, nebst 8 weiteren Erzählungen.
163. — — Die Küche, nebst 9 weiteren Erzählungen.
168. — — Gertraud, nebst 8 weiteren Erzählungen.
169. — — Der gute Walb, nebst 13 weiteren Erzählungen.
88. **Stöber, Wilh.**, Scherz und Ernst. Erzählungen.
105. — — Altes und Neues aus den Altmühlbergen.
108. — — Ein Held im Kirchenrock.
109. **Strehle, F.**, Die Brüder. Erzählung.
44. **Thelemann, D.**, Franz v. Sickingen, der letzte Ritter.

- (Deutsche Jugend- und Volksbibliothek. Jedes Bändchen 75 Pf.)
130. **Tietius, M.**, Treue Herzen. Drei Erzählungen.
 135. — — Ohne Heimat. Drei Erzählungen.
 144. — — Wo ist mein Vaterland? Erzählung.
 155. — — Eigene Wege. Erzählung.
 119. **Traub, Th.**, Gustav Vasa von Schweden.
 110. **Viator, B. M.**, Lucius. Erzählung aus altchristlicher Zeit.
 45. **Weitbrecht, G.**, Pfarrer Joh. Friedr. Flattich. 2. Aufl.
 49. — — David Livingstone. Lebensbild. 3. Aufl.
 55. — — Dr. C. G. Barth nach seinem Leben und Wirken.
 68. — — Der Freiherr vom Stein.
 89. — — Dreifam. Erzählungen.
 100. — — Von der Blockhütte zum Präsidentenpalast.
 120. — — Wilhelm I. Deutsches Kaiserbüchlein.
 140. — — Umwege und Abwege. Zwei Erzählungen.
 149. — — Kämpfe und Siege. Drei Erzählungen.
 164. — — Menschenwege und Gotteswege. Zwei Erzählungen aus alter und neuer Zeit.
 170. — — Fürst Bismarck.
 85. **Weitbrecht, Rich.**, Der Prophet von Elena. Erzählung.
 39. **Wiesner, H.**, Wild gewachsen. Erzählung. 2. Aufl.
 50. — — Verlorne Söhne. Geschichten aus dem Gefängnis.
 60. — — Fabrikant oder Meister? Erzählung.
 3. **Wib, A.**, Der Seidenweber. Erhard Daubig. Zwei Erzählun.
 2. Aufl.
 8. — — Kriminalgeschichten aus älterer und neuerer Zeit. 2. H.
 15. — — Lebensbilder. 2. Aufl.
 69. — — Aus dem Leben und aus Büchern. 2. Aufl.
 65. **Wilm, A.**, Das Kind der Krabbenfrau. Erzählung.
 70. — — Die Böckenburg. Erzählung.
 165. — — Friedrich Berthes, ein deutscher Buchhändler und Patriot.
 150. **Yonge, C. M.**, Der kleine Herzog oder Richard ohne Furcht.
 3. Aufl.
 80. **Zeller, M.**, Dr. G. H. v. Schuberts Jugendgeschichte.
 90. — — Dr. G. H. v. Schuberts Tagewerk und Feierabend.

Beste, volkstümliche Erzählungen, spannend und anziehend,*
 rein, gehaltvoll und wohlfeil. Zur Hausbibliothek für alle, zu Ge-
 schenken, Gaben und Prämien, für Volks- und Anstalts-Büchereien,
 Kasernen, Schiffe u. s. w. das Beste. Jede der 170 Nummern bietet
 ein fesselndes, dem Wahren und Edlen dienendes Buch.

Z5A71 R3

UB BIELEFELD

4.12

990/4475918+01



K

KLZ

99

Z5A71

R3

Verlag von J. S. Steinkopf in Stuttgart.

* Jugendblätter *

herausgegeben von

Prälat G. Weitbrecht.

In 12 Monatsheften M 3. —.

Preis des schön gebundenen Jahrgangs M 4. —.

Die Jugendblätter sind

das Beste für die Jugend und den gemüthvollen Familienkreis,
ein Hausschatz edler Unterhaltung und anziehender Belehrung.

„Die „Jugendblätter“ sind vielen Tausenden ein lieber Hausfreund geworden, ob sie nun als monatlicher Gast einkehren, von jung und alt mit Sehnsucht erwartet, oder ob sie als stättlicher Jahresband den Weihnachtstisch zieren, edle Unterhaltung und anziehende Belehrung in reicher Fülle enthaltend.

„Der neue Jahrgang der „Jugendblätter“, herausgegeben von G. Weitbrecht, zeigt von neuem, wie wählerisch der Herausgeber in der Aufnahme von Beiträgen ist, und daß er das Beste für gerade gut genug für die Jugend hält. Erzählungen, Lebensbilder, Reiseschilderungen, Naturgeschichtliches, Gedichte, Rätsel u. s. w. bieten abwechslungsreiche und reiche Unterhaltung. Die Bilder sind durchweg gut. Unsere Jungen, welche die früheren Jahrgänge kennen, werden mit Lust nach dem neuen greifen. Die sie noch nicht kennen, sollten sich mit dieser feinen Auswahl guter Jugendlektüre bekannt machen.“

Allgem. Evang. Luth. Kirchenzeitung.

Unserem jungen Volk kann kaum Gedlegeneres zur Unterhaltung und Belehrung dargeboten werden.

Büricher Volksfreund.

Eine der besten und billigsten, wenn nicht die beste der Zeitschriften für die Jugend.

Elßäß. Sonntagsblatt.

Ein lieber, trefflicher Hausfreund. Wie ist er wieder reich ausgestattet mit prächtigen Erzählungen und Schilderungen aus Natur und Geschichte und vielen hübschen Bildern, und was ist's für gute und gesunde Kost, die er unserer Jugend bietet!

Pfälzer Kirchenbote.

Der arme Heinrich

oder

die Pilgerhütte am Weissenstein

Eine Erzählung für Christenfinder

von

Dr. Chr. G. Barth.

Neunte Auflage.

Stuttgart, 1899.

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

